

RUNDBRIEF

FÜR KIRCHLICHE UND GESELLSCHAFTLICHE NEUGESTALTUNG

Nr.2 /2017

Brunnenthal, Mai 2017

Die Schönheit der Dinge lebt in der Seele derer, die sie betrachten. (David Hume)

Liebe Schwester, lieber Bruder!



Als ich Ende September des vorigen Jahres wegen einer plötzlich auftretenden hypertensiven Entgleisung für die Begleitung der spirituellen Wanderwoche in Tirol und Vorarlberg ausfiel, war dies

verständlicherweise für die Gruppe und für mich erst einmal eine zumindest enttäuschende und unangenehme Situation. Doch rasch wurde klar, dass es sich für beide Seiten auch einen Lackmустest handelte, wie wir alle darauf reagieren, und um eine Chance, eine neue Lektion zu lernen.

Oft hatte ich bereits zum „Reaktionsklavier“ etwas gesagt und geschrieben.

Welche Tasten wurden nun spontan angeschlagen?

Welche „Musik“ wurde da gespielt?

Gewöhnlich kommen automatisch jene Tasten dran, die anzuschlagen wir von Kindheit an gelernt haben, die „man“ eben in so einer Situation anschlägt – und das sind erfahrungsgemäß meist negative. Allerdings ist beileibe nicht alles, was „man“ uns beigebracht hat und was wir uns angewöhnt haben, auch richtig und gut, selbst dann nicht, wenn es als Tradition bis Adam und Eva zurückreichen sollte oder uns als gar nicht anders möglich serviert wurde.

Wie gesagt, es ist verständlich, dass so eine unerwartete und sicher nicht erwünschte Verhinderung erst einmal wie ein Schock wirkt – lähmend, die Vorfreude zerstörend, im

Augenblick nicht lösbare Fragen aufwerfend, zum Aufgeben, Absagen und Daheimbleiben verleitend usw.

Doch das „Reaktionsklavier“ hat viele Tasten und diese ermöglichen bildlich gesprochen nicht nur Trauer-, sondern auch Tanzmusik zum frohen Miteinander und sogar in die Tiefe und die Gottesbegegnung führende geistliche Melodien.

Die vorrangigen Fragen waren daher: Sind die Schönheiten, die wir bisher miteinander erleben konnten, in unserer Seele gespeichert und lebendig gegenwärtig? Sind die Erkenntnisse, die wir aus diesen Erlebnissen gewonnen hatten, nun abrufbereit da?

Oder sind wir alle im Angelernten und Gewohnten stecken geblieben, überlassen wir uns gleich den ersten Takten zum Trauermarsch, schalten auf „Aus-der-Traum“ und die Schönheiten und Erkenntnisse kommen kaum oder gar nicht zur Wirkung?

Haben wir alle oder haben wenigstens viele von uns aus unserem bisherigen gemeinsamen Unterwegssein neue Reaktionen und damit ein neues Umgehen mit solchen unliebsamen Überraschungen gelernt?

Rückblickend war die so unerwartet entstandene Situation sicher für niemanden angenehm, aber ungemein wichtig und ihre rasche positive Bewältigung überaus erfreulich. Nach den ersten Takten vom Trauermarsch kam erst bei einigen und dann auch bei den anderen die Erkenntnis: „Wenn wir jetzt so reagieren,

dann waren unsere bisherigen Unternehmungen mit dem Franz wirkungslos und er hat sich umsonst bemüht, uns ein neues Wahrnehmen, Urteilen und Handeln zu vermitteln! Wenn wir ihm und uns eine Freude bereiten wollen, dann werden wir in seinem Sinn miteinander eine wunderbare Woche gestalten!“

So wurde es dann ohne mich eine Traumwoche. Dazu trug sicher das Bilderbuchwetter bei, aber vor allem war es die Einstellung der Gruppe. Meine vorbereiteten Texte begleiteten die Gruppe beim Wandern und mich ließen die übers Handy geschickten Fotos im Krankenhausbett und danach an den erlebten Schönheiten der Natur und am frohen Miteinander teilhaben.

Die Schönheit der Dinge lebt in der Seele derer, die sie betrachten.

Dieser Satz von David Hume kann und soll uns etwas nachdenklich machen.

Die vorhin geschilderte Richtung zeigte uns, wie wichtig es ist, die vielen und so unterschiedlichen Schönheiten, die wir im Laufe des Lebens mit unseren Sinnen, mit unserem Geist und unserer Seele wahrnehmen und erleben durften, achtsam in unserer Seele zu betrachten und sie in Dankbarkeit zu bewahren. So werden sie zu einem großartigen lebendigen Schatz, der uns zur Bewältigung des Heute und zur Gestaltung der Zukunft befähigt. Dieser Schatz ist ganz maßgeblich für unsere gesamte Lebensbetrachtung und entscheidet vielfach, ob wir zufrieden oder unzufrieden, glücklich oder unglücklich sind.

Weil er uns selbst erfüllt und prägt, strahlt er auch auf unsere Umgebung aus und entwickelt das Potential positiver Beeinflussung und Veränderung.

Während des Schreibens sind so manche Namen, Gesichter und Lebensschicksale in meiner Erinnerung vorbeigezogen. Diese Menschen haben sich wohl in meinem Gedächtnis gemeldet, damit wir sie nicht übersehen, wenn wir selbst das unverdiente Glück hatten und haben, noch nie in ihrer Lage gewesen zu sein.

Mit Mitgefühl und Empathie kann man zumindest in etwa erfassen, wie es einem Menschen ergeht, dessen Seele aus verschiedenen Ursachen nicht in der Lage ist, die

Schönheit der Dinge zu betrachten und darüber hinaus sie auch zu verkosten und sich an ihnen zu erfreuen.

Hatte ich mit Betroffenen zu tun, war es mir dennoch meist kaum oder gar nicht möglich, zu einem vollen Verstehen und Nacherleben zu kommen.

Ich denke besonders an meine Mutter. Nach dem Tod ihres Gatten stürzte sie langsam in ein tiefes schwarzes Loch, aus dem sie sich über vier Jahre lang nicht mehr befreien konnte und wir weitgehend nur unsere Ohnmacht feststellen mussten, ihr herauszuhelfen.

An einem hellen Frühlingstag ging sie mit ihrer Schwägerin, die bereits seit vielen Jahren Witwe war, spazieren. Meine Tante hatte viele schwere Schicksalsschläge zu erleiden, war aber ein anderer Typ als meine Mutter und war daher auch anders damit umgegangen. Da wir über 20 Jahre lang im selben Haus wohnten und wir auch danach in stetem Kontakt waren, kann ich mich noch gut daran erinnern.

Vor einem alten über und über mit Blüten übersäten Birnbaum blieb meine Tante stehen und sagte begeistert von dessen Schönheit zu ihr: „Schau dir doch diesen blühenden Baum an!“ Meine Mutter antwortete gefangen in der Nacht und Unempfänglichkeit ihrer Seele: „Für dich blüht er, nicht für mich!“

Aller Widerspruch und alle Gegenargumente meiner Tante, dass diese Ansicht doch blanker Unsinn wäre, denn der Baum blühe völlig unabhängig von der Meinung und dem Empfinden jedes Betrachters für alle gleich, halfen meiner Mutter in keiner Weise aus ihrem Elend. Ihre Seele konnte nichts verspüren, obwohl sie sich doch vor dem Tod meines Vaters mit ihm so sehr an den Schönheiten der Natur gefreut hatte. Sein Sterben hatte in ihr auch die Freude am Schönen sterben lassen. Nicht zufällig nennt man eine tiefe Depression ein „Los-sein-Syndrom“, einen Zustand, in dem man alles Positive und Helle los wird, es gleichsam abstirbt, die Lebendigkeit, die Freude, die Begeisterung, den Schwung usw., während das Negative und Dunkle wächst und alles überwuchert.

Noch so gut gemeinte Ratschläge werden meist nur als weitere Schläge empfunden. Anforderungen, man solle sich doch endlich zusammenreißen, lassen alle Hoffnung

schwinden, das Gegenüber könnte vielleicht doch noch zugeben, wie ahnungslos es in Bezug auf das ist, was man selbst erlebt, und versuchen Mitgefühl und Verstehen zu entwickeln.

Als meine Mutter endlich wieder ins Leben zurückfand, sagte sie oft zu mir, es täte ihr alles so leid, was sie mir (und anderen) in der Zeit ihrer seelischen Finsternis angetan hätte, aber sie habe sich nicht helfen können. Es war, als ob ein Dämon der Finsternis von ihrer Seele Besitz ergriffen hätte.

Dass ich ihr das glaubte, war eine Erleichterung für sie.

Mir tat es ebenso leid, dass es mir (uns) so lange nicht gelang, sie aus ihrer Not zu befreien.

An diesem seelischen Unvermögen, Schönes wahrzunehmen und sich daran zu freuen, leiden beide, der betroffene Mensch und jene, die das Schöne so gerne vermitteln möchten, aber hilflos dieser blockierenden Finsternis gegenüberstehen.

Nach und nach konnte sie sich am Schönen wieder freuen und sich an das viele erlebte Schöne dankbar erinnern. Die Schönheit der Dinge lebte beim Betrachten und Erinnern in ihrer Seele wieder auf.

Dem Wandel hilflos ausgeliefert?

Bei einem Aufenthalt in Wien im Februar war Zeit genug vorhanden, dem Naturhistorischen Museum einen Besuch abzustatten. Faszinierend war die Sonderausstellung zur Entstehung des Universums, des Mikro- und des Makrokosmos in staunenswerten Bildern und Daten und zum physikalischen Forschungszentrum CERN bei Genf.

Wenigstens einen bescheidenen Einblick versuchten wir noch bei der Evolutionsgeschichte des Menschen zu gewinnen.

Auf dem Gang interessierte mich dann eine Gegenüberstellung von Fotografien zu bekannten Alpengletschern und ihren Veränderungen in den vergangenen Jahrzehnten. Auf so manchen Gletschern war ich in der Zeit vor 65 bis 50 Jahren unterwegs. Ihr damaliges Aussehen habe ich in Erinnerung und auch so manche meiner Fotos zeigen ihre Größe und Mächtigkeit. Der Verlust an Eismasse in den wenigen Jahrzehnten seither ist erschreckend. Manche Gletscher waren kaum mehr zu erkennen. Ob der amerikanische Präsident Donald Trump beim Anblick dieses unleugbaren Eisschwundes den Klimawandel doch noch zur Kenntnis nehmen würde?

Vielleicht, vielleicht auch nicht, denn in der postfaktischen Zeit gilt für Narzissten die eigene Einbildung als DIE Wahrheit. Allerdings ist er damit nicht der Erste. Ich erinnere mich noch an die Aufschrift auf der Lokomotive des Zuges der nahe an unserem Wohnhaus vorbeiführenden Bahnlinie Gmunden – Lambach. Bis zum längst voraussehbaren Kriegsende war da in großen Lettern zu lesen

„Räder müssen rollen für den Sieg“ und so manche waren schließlich gegen alle längst unumstößlichen Tatsachen immer noch vom Endsieg überzeugt.

Zurück zur Ausstellung: Der in meiner Erinnerung vorhandene Gesamteindruck eines Panoramas hatte sich bei manchen Gletschern so stark verändert, dass man es auf den ersten Blick nur noch aus den gleich gebliebenen umgebenden Felsgipfeln erkennen konnte.

Das Gesehene ergab Anstoß genug, sich mit dem Wandel zu beschäftigen, den in kürzeren oder längeren Zeiten alles durchmacht. Auf Dauer bleibt nichts, wie es gerade ist.

Mein eigener Wandel in den gut 82 Jahren seit meinem Beginn im Schoß meiner Mutter bis heute gibt schon reichlich genug beachtenswerten Stoff ab – und ist doch bereits im Bezug zu dem im Kosmos winzigen menschengeschichtlichen Zeitraum gesehen nur eine Momentaufnahme und aufs Ganze bezogen völlig unerheblich. Für mein eigenes Leben war und ist er keine Momentaufnahme und sehr wohl von maßgeblicher Bedeutung. Es geht schließlich um mein einmaliges Leben, mein Sein oder Nichtsein, Sosein oder Anderssein.

Die Selbstbeobachtung und die Beobachtung der Natur zeigen die unbedingt nötigen Lernvorgänge für Bewahren und Verändern auf verschiedenen Ebenen und in verschiedene Richtungen. Finden sie zur rechten Zeit und in der rechten Weise statt, kann sich das Gewordene jeweils an die geänderten Umstände und Verhältnisse anpassen. Die geforderten

Veränderungen umfassen zwar ein breites Spektrum, müssen aber weder einen Schaden noch gar das Ende bedeuten, sondern können durchaus eine Ermöglichung anstoßen in bisher nicht oder anders Dagewesenes und in ganz oder teilweise Neues hinein.

Wenn vieles tatsächlich an ein Ende kommt, so muss uns stets klar sein, dass auch das Untergehen und Sterben zur wesentlichen Voraussetzung für die Gesamtentwicklung gehören.

Aus dem Vielen, das wir dazu näher ansehen könnten, nehme ich nur die nötigen Lernprozesse heraus und denke mir, dass es auch für Dich einen Gewinn darstellen kann, wenn Du darangehst, Dich damit auseinanderzusetzen.

Wenn wir von Lernprozessen hören, denken wir meist sofort an das Lernen wegen uns aufgenötigter Veränderungen im persönlichen Leben und letztlich in allen Lebensbereichen. Lebenslanges Lernen ist längst zu einem Schlagwort geworden. Es kann von Neugier und in Aussicht gestelltem Gewinn auf verschiedenen Ebenen beflügelt sein, aber auch Angst machen, ob man das Erforderliche dazu im Loslassen und Neuerwerb bewältigen kann. Es geht sicher darum, in jeder Lage möglichst frühzeitig, rasch und genau das wahrzunehmen und ernst zu nehmen, was an nötigen Veränderungen und Anpassungen ansteht und was man dazu zu lernen hat, um nicht Schaden zu leiden oder unterzugehen.

Es ist aber ebenso wichtig, sich stets dessen bewusst zu bleiben, was für das Fortbestehen des eigenen Wesens nicht aufgegeben werden darf und wofür man gegenüber den andrängenden Wandlungsforderungen Resistenz entwickeln muss.

Vielleicht erinnerst Du Dich, was ich im Zusammenhang mit den Migrationsbewegungen in einem früheren Rundbrief (Nr.1/2016) zu Identität, Integration, Assimilation, Akzeptanz, Toleranz und Resilienz geschrieben habe.

Wie überall sind gerade auf all diesen Gebieten eine klare Unterscheidung und Entscheidung Voraussetzung für ein richtiges Handeln.

Die Lernprozesse beziehen sich daher auch auf alle Gebiete. Zum Beispiel ist Anpassung an neue Gegebenheiten nötig, um in neuen Situationen überleben und sich weiter entwickeln zu können, aber ebenso Widerstand gegenüber einem Zuviel an Anpassung, denn dies würde zur Selbstaufgabe und zum Selbstverlust führen. Ich habe dies etwa im Blick auf Integration (als ein Einfügen in ein neues Umfeld bei Erhalt der Eigenständigkeit) und Assimilation (als Angleichung an das neue Umfeld, Aufgehen darin und damit als Aufgeben der Eigenständigkeit) beschrieben.

Ebenso habe ich zum Thema Inkulturation bereits mehrmals darauf hingewiesen.

Das Evangelium Jesu musste und muss sich immer wieder von neuem in bestehende Kulturen inkulturieren, um von diesen angenommen zu werden, in ihrem jeweiligen Denken, ihrer Lebensform und Lebensgestaltung Eingang zu finden und nicht als nicht akzeptabler Fremdkörper auf Ablehnung zu stoßen. Es darf sich aber andererseits nicht so sehr an die bestehenden und sich wandelnden Kulturen angleichen, dass es sich selbst dabei aufgibt.

Das bildete und bildet aber stets eine heikle Gratwanderung zwischen einem Zuwenig und Zuviel. Die erste große Auseinandersetzung dazu schildert uns die Apostelgeschichte im Kapitel 10 in den Visionen des Hauptmanns Kornelius in Cäsarea und des Petrus in Joppe und deren Folgen, sowie zum Apostelkonzil in Jerusalem (15, 1-35).

Es wurde den Jüngern und Jüngerinnen Jesu ein weitreichender Lernprozess des Verlernens und des Neulernens zugemutet. Wir können uns das heute kaum vorstellen, wie es ihnen dabei ergangen ist. Aus dem Entsetzen und Widerstand des Petrus, dass nun derselbe Gott, vom dem man sich Jahrhunderte lang zur strikten Einhaltung von Speisegesetzen verpflichtet glaubte, verlangte, unreines Getier zu schlachten und zu essen, können wir es wenigstens erahnen. Einmal real vorstellen: Einem orthodoxen jüdischen Rabbi würde heute von Jahwe oder einem muslimischen Imam würde von Allah in einer Vision wie dem Petrus mitgeteilt, sie sollten ein Schwein schlachten und das Bratf in Rein verspeisen... – und dies

noch dazu dann als neue ab sofort allgemein gültige Regelung kundtun!

Es war nicht nur für Petrus eine unfassbare Zumutung. Aber hätte man damals allein auf Bestandsbewahrung der gewohnten jüdischen Tradition und auf Abschottung gegenüber der hellenistischen Kultur der heidnischen Umgebung gesetzt, wäre aus der jungen christlichen Gemeinde nur eine jüdische Sekte, aber niemals eine Weltkirche geworden.

Das von Jesus gelehrt und vorgelebte Evangelium war zwar voll und ganz in der bisherigen Offenbarung Jahwes beheimatet bzw. wurde dahin aus den menschlichen Zutaten und Veränderungen befreit (vgl. z.B. die Antithesen der Bergpredigt), war in vielem aber so neu und anders, dass der Widerstand gerade der Frommen, Bibelkundigen und Gesetzestreuen dagegen nicht verwundert. Für diese war das Bisherige festgeschrieben. Dabei hätte ein offener Blick in die eigene Überlieferung für die Erkenntnis genügt, dass es bereits bisher viele Veränderungen und Weiterentwicklungen gegeben hatte.

Von der jungen Gemeinde der Jesusjünger und Jesusjüngerinnen wurde ein doppelter Lernprozess verlangt – gegenüber dem überkommenen und von ihnen gelebten Judentum und gegenüber dem hellenistischen Umfeld, in das hinein sie nach dem Auftrag Jesu missionieren sollten.

Es erforderte ein Verlernen von bisher Gewohnten und Gebotenen oder Verbotenen und ein neues Erlernen dessen, was das Evangelium und der Auftrag Jesu erforderten.

Bereits in den biblischen Schriften ist zu erkennen, wie schwierig beides war und wie rasch die Macht des Umfeldes zu Abstrichen vom Programm Jesu und zu von ihm kaum so geplanten Veränderungen führte – etwa in Bezug zur Stellung der Frauen.

Die vielen Lernprozesse seither führten sicher nicht immer konsequent die jesuanische Linie weiter, nicht nur bei den „Ketzern“, sondern auch bei der „allein selig machenden“ römisch-katholischen Kirche. Sie behauptete zwar wenigstens bis zum II. Vatikanischen Konzil, den Vollbesitz der rechten Lehre und deren Alleinvertretungsanspruch innezuhaben, widersprach sich aber selbst durch ihre reale Geschichte laufend in nicht wenigen Punkten.

Die Päpste Pius IX. und auch Pius X. standen vor dem Problem der umfassenden und vieles in Frage stellenden Umwälzungen durch die Moderne im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Anders als Paulus und die Apostel setzten sie nicht auf eine offene Auseinandersetzung mit den neuen Strömungen, sondern auf Festlegung der eigenen Vorstellungen (z.B. Pius IX. in seinem Syllabus) bis zu deren Übersteigerung (Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit am I. Vatikanischen Konzil 1870) und Verurteilung anderer Ansichten. Um die unbedingte Gefolgschaft des Klerus zu zementieren, verlangte Pius X. den Antimodernisteneid, wobei es keine Rolle spielte, dass Jesus für seine Gemeinschaft den Eid ausdrücklich abgelehnt hatte (vgl. Mt 5, 33 – 37).

Das II. Vatikanische Konzil orientierte sich wieder mehr am Anfang und setzte statt auf das „Anti“, den Gegensatz zur Welt, auf das „In“ und „Pro“, das von Jesus verlangte Dasein der Kirche in der Welt und für die Welt.

Allerdings ersetzte danach bald die Angst vor der Welt wieder den Mut zur Öffnung für die Welt, als Papst Paul VI. meinte, es sei durch die von Papst Johannes XXIII. offerierte Öffnung der Kirche zur Welt der Rauch Satans in die Kirche eingedrungen. Also sollte man die Fenster wieder zumachen statt öffnen...

So wie im persönlichen Leben ist auch in den Pfarrgemeinden und allen kirchlichen Gemeinschaften und der Kirche insgesamt der stete Prozess von Verlernen und neuem Erlernen auf allen Gebieten unausweichlich zu leisten. Tatsache ist, dass dieser Prozess mehr oder weniger auch ignoriert oder verweigert wird. Das geschieht einerseits aus als Traditionstreue oder andererseits aus als unbeschränktem Fortschrittsglauben plausibel erscheinenden Gründen. Gewinn bringt dies allerdings keinen. Es erweist sich im Gegenteil immer als Schaden des persönlichen eigenen Lebens aus dem Glauben, der Kirche als ganzer, aber auch als Schaden für die durch das Wirken der Kirche zu gestaltenden Welt. Stellt sich der einzelne Gläubige vertrauend auf die Führung des Heiligen Geistes den anstehenden Auseinandersetzungen, ist dies zwar mit Risiken und Gefährdungen verbunden, aber eröffnet auch viele Chancen zu einer sinnvollen Bewahrung

der unveräußerlichen Grundlagen und der kreativen Weiterentwicklung.

Die Geschichte liefert dazu eine Unmenge an positiven wie negativen Beispielen.

Die Lernprozesse betreffen also nicht bloß die nötigen Veränderungen, sondern auch das richtige Bewahren. Wann, wo, wie, durch wen, wofür etc. ist etwas in der bisherigen Form und Weise zu erhalten oder zu verändern?

Jeder Ismus ist dabei verkehrt und führt einerseits durch Überbetonung, andererseits durch Verweigerung und Verhinderung zu Verengung und Verarmung. Starres Festhalten kann so ebenso zur Vernichtung des zu Bewahrenden führen wie bedenkenloses Entsorgen des Alten um des Neuen willen. Jeder Ismus legt einseitig fest und grenzt ihm nicht Genehmes aus.

Daher ist z.B. der Katholizismus ein Widerspruch in sich, denn katholisch bedeutet allumfassend, während der Katholizismus im Gegenteil alles ausgrenzt, was nicht den ebenso in sich widersprüchlichen römisch-katholischen Vorstellungen entspricht. Es wird unterschlagen, dass diese römisch-katholischen Vorstellungen vielfach auf internen Deutungen und den sich daraus ergebenden Bedeutungen von z.B. biblischen Fakten beruhen. Diese Deutungen und Bedeutungen stellen aber nicht die einzig möglichen dar, wie deren vielfältiger Wandel selbst beweist.

Die zu beachtenden Lernprozesse betreffen nicht nur inhaltlich das rechte Bewahren und Erneuern, sowie das Zulassen und Anstreben von Neuem, sondern auch alle Ebenen der Kirche, vom einfachen Gläubigen bis zum Papst. Jesus hatte deutlich genug betont, dass er seinen Jüngern und Jüngerinnen noch vieles zu sagen gehabt hätte, dies aber nicht mehr möglich war. Aber der Heilige Geist, der Geist der Wahrheit, werde sie dann in die ganze Wahrheit einführen (vgl. Joh 16,12f). Darum ist das Lehramt nur dann ernst zu nehmen, wenn es immer auch ein lernendes Amt bleibt und wenn es Fehler der Vergangenheit zugeben und zu korrigieren bereit ist. Damit tut sich ein Lehramt, das sich für unfehlbar hält, logischerweise schwer. Dabei würde ein ehrlicher Blick in die Geschichte genügen, um festzustellen, dass so manches, was gelehrt wurde, wohl kaum

direkt vom Heiligen Geiste stammen kann, sondern bisweilen recht menschlichen Vorstellung entsprungen ist.

Der Heilige Geist ist und bleibt ein stets schöpferischer Geist und daher müssen sich alle, die das Evangelium lehren und leben, auch dieser schöpferischen Initiative stellen, sich ihr öffnen und sich an ihr beteiligen.

Würde man z.B. die leidige Ämterfrage in der Kirche auf dieser Basis angehen, würde man nicht für neue geistliche Berufungen nur in Form der bisher gebräuchlichen beten, um das gewohnte System aufrecht zu erhalten. Man würde auch die längst vom Geist Gottes geschenkten Berufungen für neue Formen von kirchlichen Ämtern wahrnehmen, ernst nehmen und annehmen. Es ginge dann nicht nur darum, sie widerwillig zulassen, weil sonst immer mehr zusammenbricht, sondern sie dankbar zu fördern.

Papst Benedikt XVI. meinte in Bezug auf die Wiederzulassung des so genannten tridentinischen Ritus der Eucharistiefeyer als außerordentlichen Ritus, was 500 Jahre richtig war, könne nicht jetzt falsch sein. Nicht? Doch, denn es kann zwar – zumindest bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt – so sein, wenn etwas von Anfang richtig war, nie verfälscht wurde und immer noch richtig ist. Es muss aber nicht so sein. Es ist nämlich durchaus möglich, dass lange für gültig und richtig Gehaltenes sich eines Tages als von Anfang an nicht oder nur teilweise als wirklich gültig und richtig erweist oder dass es verfälschende Änderungen gab. Da wäre beim tridentinischen Ritus zu fragen, ob er tatsächlich von Anfang den Vorstellungen und dem Auftrag Jesu entsprochen hat. Wenn man die Einsetzungsberichte und die zur Zeit der Apostel geübte Praxis damit vergleicht, kommen einem aus mehreren Gründen wohl nicht bloß Zweifel, denn da ist von dem, was Jesus offensichtlich im Sinn hatte und was die Urkirche praktizierte, nicht mehr viel zu bemerken.

Es gilt auch, dass etwas einmal allgemein oder in bestimmten Kulturen gültig und richtig war, sich inzwischen überlebt hat oder sogar ins Gegenteil gekippt ist und es in der neuen Situation dann eben nicht mehr ist. Dies gilt für das persönliche Leben jedes Menschen und ebenso für jede menschliche Gemeinschaft und

es gilt auf allen Gebieten.

Na ja, aber wenigstens der Glaube war und bleibt immer derselbe. Nein, das blieb er aufs Ganze gesehen nicht und bleibt es auch nicht, auch wenn Fundamentalisten das so sehen mögen.

Wenn Du die Bibel aufschlägst, begegnet Dir zwar seinem Wesen nach stets derselbe Gott, aber die Entwicklung einer Vielzahl von Gottesvorstellungen und Gottesbildern. Es begegnet Dir seinem Wesen nach auch derselbe Mensch, aber die Ansichten, wie Gott zum Menschen steht und der Mensch zu Gott, wie der richtige Dienst des Menschen vor Gott auszusehen hat, was mit dem Menschen nach seinem Tod geschieht und vieles andere war einer Entwicklung unterworfen. Bei den Dogmen der Kirche, ihren Riten und Lebensformen ging es wiederum so weiter.

Im Laufe der Zeit gab es ein Fortschreiten der Offenbarung und des Erkennens. Dabei bildete sich bleibend Gültiges heraus, das unverzichtbar als Grundlage weitergegeben werden muss, wenn die Identität nicht verloren gehen soll. Und vieles, was zeitbedingt oder kulturbedingt gültig war oder ist und sich einem Wandel und einer Entwicklung zu unterziehen hat, wenn es zielführend und sinnvoll bleiben soll.

Jesus sprach das mit dem Bild vom Salz an (Mt 5,13).

Karl Herbst gibt dazu in seinem Kommentar „Was wollte Jesus selbst?“ (Band II/Nr.306) eine gute Erklärung. NB: An Stelle des Verweises auf die Nummern der Kapitel im Buch habe ich die zu vergleichenden Bibelstellen, in denen Jesus darauf zu sprechen kommt, direkt angegeben: *Israel braucht das „Salz“, das es vor Fäulnis bewahrt, vor dem müden Zurückbleiben hinter dem Willen seines Gottes. Das mosaische Gesetz, in seinem Ursprung gut, aber von Menschensatzungen überlagert und von den Gesetzeslehrern nicht gut verwaltet (vgl. Mk 7,5ff und Mt 15, 7ff), erfüllt diese Funktion nicht mehr (vgl. Mt 5, 13 und Lk 14, 34f). Nunmehr hat Jesus seine Schüler zugerüstet, dass sie die frohe Kunde von der ankommenden Gottesherrschaft in das ganze Land tragen. Ihr seid jetzt das Salz, mit dem Gott sein Volk würzen will. Aber statt euch*

auf Privilegien auszuruhen, bedenkt eure große Verantwortung: Wenn ihr dumm werdet (im „dumm gewordenen Salz“ ist Bild- und Sachaussage des Gleichnisses vermengt), wenn ihr meine Worte nicht begreift (vgl. Mk 8, 14ff und 16,5ff), wenn ihr wieder in „Menschengedanken“ zurückfällt (vgl. Mk 8,33 und Mt 16,22f), womit soll dann Gott Israel erfassen und zum Umdenken führen?

Die Frage ist wohl berechtigt, was Jesus zu den nachfolgenden Generationen an Verkündern seines Evangeliums, Theologen und Leitenden in seiner Kirche angesichts ihres Seins und Handelns sagen würde – „klug“, „schmackhaft“ und „wirkmächtig“ gebliebenes oder „dumm gewordenes“ Salz??

Kehren wir zum Schluss wieder zur Überschrift dieses Kapitels zurück: Dem Wandel hilflos ausgeliefert?

Es gibt etwa in der Natur einen Wandel durch Veränderungen, die nicht von einem einzelnen Menschen, nicht von Gemeinschaften, ja selbst nicht einmal von der gesamten Menschheit zu beeinflussen sind. Sie können von sich aus zum Untergang des Bestehenden oder zum Entstehen von Neuem führen oder dazu zwingen, einen Umgang damit zu lernen, um zu überleben. Die Evolutionsgeschichte bietet dafür unzählige Beispiele.

Vieles aber kann vom Menschen in mehr oder weniger freier Entscheidung mitgestaltet werden. Der Mensch als Verursacher von so manchem positivem oder negativem Wandel steht wohl fest. Es liegt in der menschlichen Verantwortung auf verschiedenen Ebenen (von der persönlichen bis zur gemeinschaftlichen), wie damit umgegangen wird. Wir erleben heute die Folgen davon, wie vergangene Generationen dieser Verantwortung gerecht wurden oder nicht, und wir haben das zu verantworten, was unser Verhalten den kommenden Generation ermöglicht oder vereitelt.

Inwieweit wir als Einzelne, als religiöse oder weltliche Gruppen und Gemeinschaften usw. einem Wandel tatsächlich hilflos ausgeliefert sind oder sehr wohl in den Wandel eingreifen und ihn positiv oder negativ beeinflussen können, muss stets in jeder Situation von neuem durchdacht und entschieden werden. Der persönlichen Verantwortung für das im jeweiligen Rahmen Mögliche bzw. Geforderte kann

niemand ausweichen.

Darum meine Ermutigung: Steh ehrlich zu dem, was Dein Leben im Ganzen ausmacht, zum Licht und zum Schatten, zum Gelungenen und zum Bruchstückhaften!

Bewahre das Gute als kostbaren Schatz und trag dazu bei, dass die Werte für die kommenden Generationen bewahrt werden!

Unterzieh Dich einem Wandel in dem, was an Dir selbst noch zu verändern ist, und beteilige Dich am positiven Wandel der Welt, soweit Du es vermagst!

Nimm die Möglichkeiten und Chancen zum Bewahren und Gestalten wahr und nütze sie, solange Dir von Gott die Voraussetzungen dafür geschenkt werden und die Situation es zulässt!

Versöhne Dich mit Dir selbst und Deinem Schicksal und rechtzeitig mit allen, an denen Du schuldig geworden bist, sowie mit allen, die an Dir schuldig geworden sind!

Ich denke, wir alle können und dürfen uns an vielem freuen und für vieles danken, was uns unverdient zuteil wurde und was wir schaffen konnten. Vieles ist zu hüten und als wertvoller Schatz des Lebens zu bewahren und weiterzugeben.

Es wird aber auch vieles an Versäumtem und Unterlassenem in unserer Erinnerung auftauchen und ebenso an Verletzungen und an Schuldigwerden uns selbst, Mitmenschen, der Natur und Gott gegenüber.

Da unser Leben einmalig ist und wir keine zweite Chance bekommen werden, sollten wir nicht einfach drauflos, sondern bewusst und achtsam leben und unsere endgültige Zukunft nie aus den Augen verlieren.

Für jede und jeden von uns wird eines Tages die ganz persönliche letzte Stunde kommen. Um diese versöhnt, frei und zuversichtlich erleben zu können, ist wohl noch so mancher Wandel bei uns selbst und in unseren Beziehungen angesagt.

Jede und jeder von uns kann und soll damit bei sich selbst beginnen, auch wenn das nicht „in“ ist oder andere nicht mitmachen.

Was mich bei Versehngängen oder Besuchen bei Sterbenden immer besonders erschüttert hat, war das völlige Verdrängen und Ausblenden von Schatten und Schuld als eines Teiles der

Lebenswirklichkeit mit der stereotypen Behauptung: „Ich habe nichts zu bereuen, ich war immer ein anständiger Mensch.“ Oder bei ehemaligen Kriegsteilnehmern, denen ich riet, noch nicht bereinigte Schuld aus dieser unseligen Zeit nicht ins Jenseits mitzunehmen, die ebenso stereotype Feststellung: „Ich habe nur meine Pflicht getan!“

Als ich einmal einen fragte, ob sie sich denn nichts dabei gedacht hätten bei dieser „Pflichterfüllung“, antwortete er mir: „Hätten wir uns wirklich etwas gedacht, dann hätten wir durchgedreht.“

Durchgedreht wahrscheinlich aus zwei Gründen. Aus Schreck davor, der eigenen Verantwortung nicht entrinnen zu können und einmal für alles gerade stehen zu müssen, woran man sich gedankenlos, verdrängend, abschaltend, mit Alibis oder gar bewusst beteiligt hatte. Oder im Wissen darum, wie es jenen erging, die sich wie Franz Jägerstätter tatsächlich etwas dabei gedacht und die Konsequenzen gezogen hatten.

In meinem Buch „Kommt und seht! Heilsame Wege gemeinsam suchen und gehen“ habe ich auch aus dem sehr beachtenswerten Buch von *Andreas Salcher* „*Meine letzte Stunde – Ein Tag hat viele Leben*“ zitiert. Auf dem Umschlag sind folgende Sätze zu lesen: *Das ist kein Buch über den Tod, das ist ein Buch über das Leben. Über jeden einzelnen der Tage, die noch vor uns liegen. Über unsere Träume und Wünsche, denen wir oftmals keine Chance auf Erfüllung geben. Über unsere Liebe zu anderen Menschen, die wir vielfach nicht auszusprechen wagen. Über die für viele schwierigste Liebe: die Liebe zu sich selbst. Über Möglichkeiten, die uns das Leben eröffnet, die wir aus Angst nicht ergreifen oder aus Unachtsamkeit nicht erkennen. Über das Leuchten in unseren Augen, das sich allmählich verliert. Vor allem aber geht es um die Frage, warum wir unser Leben wider jede Vernunft so wenig schätzen, solange wir es nicht bedroht sehen.*

Es ist ein Buch über den uns allen möglichen Wandel, solange sich das Leuchten in unseren Augen noch nicht verloren hat und wir die ganz tiefe Sehnsucht nach einem über den Tod hinaus wahrhaft gelingenden Leben in uns noch nicht ganz aus den Augen verloren haben.

Die meisten Menschen versäumen die günstige Gelegenheit, weil sie im Overall kommt und nach Arbeit aussieht.

Das sehr treffende Zitat stammt vom amerikanischen Erfinder Thomas A. Edison.

Als ich es las, lief sofort ein Film vor meinen inneren Augen ab und ich erinnerte mich an viele Situationen, die mich genau deshalb mit eine Reihe von sicher nicht positiven Stimmungen erfüllten.

Da suchte ich manchmal jahrelang vergeblich nach einer sich bietenden Möglichkeit für einen seelsorglichen Durchbruch, ein Eingehen und Sich-Einlassen auf einen tieferen spirituellen Weg oder eine geistliche Berufung, neuen Wegen zur Überwindung eines oberflächlichen Brauchtums-, Festverschönerungs- und Milieuchristentums, eines „Bringen-wir-es-hinter-uns-Christentums“ aus bloßer unliebsamer Pflichterfüllung ohne persönliche Hingabe usw. Oder auch nach Möglichkeiten zur Veränderung eingefahrener ungerechter Verhältnisse in den sozialen Strukturen und Beziehungen oder zur Beendigung sinnloser Unversöhnlichkeiten, weil ohne grundlegendes Umdenken und einen ehrlichen Wandel im Verhalten jedes weitere Bemühen von vornherein zum Scheitern verurteilt war...

Und dann wurde ich plötzlich fündig oder es eröffnete sich durch eine zufällige Begegnung mit jemandem, durch ein neues Buch, einen Kurs etc. eine verheißungsvolle Perspektive, es entstand eine Vision eines nun endlich erfolgreichen Wandels...

Voller Freude teilte ich dies im Mitarbeiterkreis (Priester, Vereinsvorstand, Pfarrgemeinderat etc.) mit – und erntete nicht selten lediglich bereits an den Mienen ablesbaren Widerstand und die Frage: „Bringt das mehr Arbeit?“

Natürlich bringt es erst einmal ein Mehr an nötiger Arbeit auf verschiedenen Ebenen, ein Mehr an Denken und Planen, einen größeren Aufwand an Zeit und Engagement usw.

Aber dafür ergibt sich endlich auch eine Aussicht auf eine positive und erfolgreiche Veränderung!

Die innere und äußere Ablehnung wegen der zu erwartenden Mehrarbeit löste bei mir als erstes ein ungläubiges Verwundern aus, wie man denn

so verrückt reagieren kann auf eine unverhofft sich bietende Chance, die mich mit Freude und Dankbarkeit erfüllt, sowie Hoffnung und Zuversicht auf eine zuvor noch als unwahrscheinlich oder gar nicht realisierbar gedachte Ermöglichung ausgelöst hatte.

Dann gesellten sich Enttäuschung, Traurigkeit, Verärgerung und bisweilen auch Bitterkeit und Wut dazu, denn ohne die möglichst einsatzfreudige Beteiligung von begeisterten Mitarbeitenden war auch die verheißungsvollste Chance gleich nach ihrer Geburt wieder zu beerdigen, bevor sie überhaupt eine Gelegenheit gehabt hatte, ihr Potential zu entfalten.

Im Rückblick sehe ich im Bild viel Brachland, das heute ein reiche Frucht bringender Garten sein könnte, und so manches heruntergekommene oder leerstehende Gebäude, das heute ein Schmuckkästchen voller Leben sein könnte, wäre es möglich gewesen, genügend Menschen dafür zu gewinnen, die Mehrarbeit des Urbarmachens, Bepflanzens und Pflagens auf sich zu nehmen bzw. an die Renovierung des Gebäudes Hand anzulegen. Ich konnte leider dafür keine oder nur zu wenige oder zu wenig interessierte, begeisterte und engagierte Mitarbeitende gewinnen und so blieb eben das Brachland liegen oder verwilderte weiter, das heruntergekommene Haus blieb ein ärgerlicher Schandfleck und die Fenster des leerstehenden waren immer noch wie tote Augen.

An dieser Stelle bitte ich alle für die Mehrarbeit Sich-Verweigernden und ihr Ausweichenden um Verständnis und im Fall von verletzendem Behandeln um Vergebung für mein gelegentliches falsches Verhalten in meiner Enttäuschung, meiner Traurigkeit oder Wut.

Andererseits darf ich – wiederum im Bild – mit tiefer Freude und Dankbarkeit auf nicht wenige gewachsene Erfolge schauen, die durch das Einsteigen und treue Mitarbeiten vieler ermöglicht wurden.

Da wurde aus so viel Verwahrlostem Blühendes und Fruchtbringendes, aus Zerstrittenem Gemeinsames, aus Schuldbeladenem Versöhn-

tes, aus Distanziertem Verbundenes, aus Abgeschriebenem Wiedererwecktes, aus Unbewohnbarem Wohnliches usw.

An dieser Stelle danke ich allen, die gemeinsam mit mir oder anderen oder auch allein sich nicht vor der Mehrarbeit gedrückt, sondern beherzt zugegriffen, sich kreativ eingebracht und mit Fleiß und Hingabe treu mit- und weitergearbeitet haben. Der Herr möge es allen lohnen!

Sie haben nicht nur mir, sondern auch vielen anderen und letztlich sich selbst einen guten Dienst erwiesen. Sie waren Ermöglichende und Aufbauende und haben bezeugt, dass zwar so manche Mühe vergeblich sein kann und wird, dass aber nichts, was man mit Liebe und Hingabe an Gutem tut, gänzlich umsonst ist.

Auch für den, der sich anbietende Möglichkeiten wahrnimmt, die Mehrarbeit auf sich nimmt, muss dies nicht zu dem ersehnten und erwünschten Erfolg führen, doch die Wahrscheinlichkeit dafür ist allemal größer als für jenen, der von Vornherein der Mehrarbeit und Anstrengung ausweicht.

Jesus hat uns sein Evangelium, seine frohmachende und beglückende Botschaft nicht als bloß zu genießendes Wellnessangebot gegeben. Du kennst vielleicht die Aussage von Sören Kierkegaard: „Man das Christentum viel zu sehr zu einem Trost umgearbeitet und vergessen, dass es eine Forderung ist.“ Schließlich betonte Jesus selbst, dass jene, die ihm nachfolgen wollen, zwar seine von nicht zerstörbarer Freude erfüllten Freunde sein werden und letztlich alles gewinnen können, aber sich nicht zu einer Erholungswanderung aufmachen, sondern sich auf einen Kreuzweg begeben.

Er hat uns damit beauftragt, dem Reich Gottes zum Durchbruch zu verhelfen, alle Menschen zu seinen Jüngern und Jüngerinnen zu machen, durch ein neues Menschsein eine neue Welt zu gestalten – und das bedeutet wahrhaft unendlich viel Anstrengung, Einsatz und Arbeit. Diese haben wir allerdings nicht allein zu bewerkstelligen, sondern mit dem Heiligen Geist als Beistand und mit Jesus selbst überall dabei, wo zwei oder drei in seinem Namen beisammen sind und die Arbeit auf sich nehmen, ohne die nun einmal nichts auf dieser Welt verwirklicht werden kann.

Die lange Geschichte der Kirche zeigt uns im Kleinen wie im Großen unendlich viele Beispiele für beide Varianten – für erkannte, angenommene und durch Einstieg und Arbeit verwirklichte Chancen und Visionen und ebenso für die aus Verblendung nicht wahrgenommen, aus Bequemlichkeit nicht angenommen und wegen der Verweigerung der eigenen Hingabe und des persönlichen Einsatzes auch nicht realisierten.

Die zuvorkommende und begleitende Gnade Gottes tut sicher das Ihre, aber wir müssen auch das Unsere beitragen.

Das Gleichnis Jesu von den Talenten ist Dir bekannt (Mt 25, 14-30 / Lk 19, 11-27).

Die Talente werden anvertraut, aber mit einem Auftrag und der bedeutet eindeutig erforderliche eigene Arbeit und Leistung, um zum Erfolg und damit zur Belohnung zu kommen. Die Beurteilung desjenigen im Gleichnis, der die ihm aufgetragene und von ihm erwartete Leistung nicht erbrachte, zeigt auch ganz klar die Richtigkeit eines Satzes des sicher nicht als Musterkatholiken anzusehenden französischen Dichters *Molière*: „*Wir sind nicht nur verantwortlich für das, was wir tun, sondern auch für das, was wir nicht tun.*“

Die drei Affen, bei denen einer nichts gesehen, ein zweiter nichts gehört und ein dritter nichts gesagt hat, sind Dir wohl bekannt. Allzu viele haben sich so verhalten und verhalten sich so und fühlen sich nicht verantwortlich für das, was dadurch an Gutem unterblieben ist und unterbleibt bzw. behindert oder verhindert wurde und wird, sowie völlig unschuldig an dem, was durch ihr Nichtsehen, Nicht hören und Nichtsprechen an Bösem geduldet oder erst dadurch ermöglicht wurde und möglich wird.

Vor dem eigenen Gewissen kann man, solange man es nicht manipuliert, damit nicht bestehen, ebenso wenig vor dem korrekten Urteil anderer und schon gar nicht vor dem unbestechlichen Urteil Gottes. Wir alle sind sehr wohl für beides verantwortlich, für das, was wir tun, und ebenso für das, was wir nicht tun.

Ich weiß nicht, wer die „Weisheiten“ aufgebracht hat, Leistung und Erfolg wären keine Worte Gottes. Deren Missverständnis, sich durch eigene Leistung den Himmel verdienen zu können oder verdienen zu müssen bzw. durch die Instrumentalisierung Gottes

stets den gewünschten Erfolg zu haben, sind keine Worte Gottes, doch sehr wohl der erforderliche Einsatz und die entsprechende Arbeitsleistung und damit im Vertrauen auf Gottes Beistand der angestrebte Erfolg.

Die eigene „Leistung“ und „Mitarbeit“ mit Gottes Gnade und Auftrag beginnt mit der unter keinen Umständen aufgegebenen Sehnsucht, der Hoffnung und dem Zutrauen in das Dasein und Wirken Gottes.

In einem Stoß abgelegter Texte, die ich ordnen bzw. entsorgen wollte, fand ich kürzlich auch einen Vortrag von *P. Walbert Bühlmann*, den er im November 1995 im Apostolatshaus der Pallottiner in Salzburg zum Thema *„Träume und Visionen für eine Kirche von Morgen“* gehalten hatte. Darin verwies er u.a. auf Nelson Mandela und sein Buch *„Der lange Weg zur Freiheit“*: *„Er war 27 Jahre inhaftiert, auf einer Insel isoliert. Er sagt darin, er habe in all den 27 Jahren keinen Augenblick die Hoffnung aufgegeben, dass sein Anliegen zum Ziel komme.“*

Dass dieses Ziel schließlich erreicht wurde, dazu bedurfte es seines Einsatzes vor der Haft, seines scheinbar ohnmächtigen Duldens und Durchhaltens während der Haft und seines

neuerlichen Einsatzes nach der Haft. Hätte er sich in einer der Etappen der ihm zugemuteten Mühe verweigert, wäre das als nie möglich Erscheinende auch nie möglich geworden.

Es kam sehr wohl auf seine aktive und passive Leistung und auf seinen Erfolg an, die Unterdrückung durch das Apartheid-Regime auf eine weitgehend friedliche Weise zu beenden.

Wie es mit jeder und jedem von uns, mit der Gesellschaft und mit unserer Kirche weitergeht, hängt ebenso zu einem nicht geringen Teil davon ab, ob wir die uns von Gott zugedachten und zugemuteten Aufträge erfüllen oder nicht.

Gott hat im Lauf der Geschichte die meisten günstigen Gelegenheiten im Overall geschickt und sie nicht bloß nach Arbeit aussehen lassen, sondern sie von vornherein mit Arbeit verbunden. Ob diese günstigen Gelegenheiten dann auch zum Erfolg führten, hing maßgeblich davon ab, ob und wie die damit Angesprochenen darauf einstiegen oder sich mit Alibis davor drückten. Es ist nicht anzunehmen, dass Gott heute und in Zukunft alles allein besorgen und sich mit irgendwelchen Ersatzhandlungen oder dem Zuschauen der Seinen begnügen wird.

Es erwartet uns mehr, als wir erwarten

Mit diesen Worten schloss der Schweizer Kapuziner P. Walbert Bühlmann seinen vorhin genannten Vortrag im Blick auf die Überraschungen Gottes, die er in seinem langen Leben immer wieder auf der Basis der Gnade mit dem eigenen Engagement und Ertragen erfahren durfte, und im Blick auf die geglaubte und erhoffte Endüberraschung, wenn wir einmal auf dieser Erde unsere Augen schließen. Diese Endüberraschung wird zwar reines Geschenk Gottes sein, weil man sich den Himmel nicht mit eigenen Leistungen verdienen kann, aber nach Jesu Aussage werden wir auch ernten, was wir gesät haben. Paulus betonte in Bezug auf das irdische Leben: *„Wer kärglich sät, wird auch kärglich ernten; wer reichlich sät, wird reichlich ernten... In seiner Macht kann Gott alle Gaben über euch ausschütten, sodass euch allezeit in allem alles Nötige zur Verfügung steht und ihr noch genug*

habt, um allen Gutes zu tun...“ (2 Kor 9, 6 – 9) Weiter betont Paulus, dass Gott zwar das Saatgut und die natürlichen Bedingungen gibt, aber das Säen und die weitere Arbeit bis zur Ernte bleibt dem Menschen. Drückt er sich vor der ihm zugedachten Arbeit, gibt es eben nur eine kümmerliche oder keine Ernte. Dies gilt wohl auch für die endgültige Ernte am Ende des irdischen Lebens.

Die zugedachte und zugemutete „Arbeit“ kann in ganz verschiedener Form gefordert sein, aktiv durch tatkräftigen und klugen Einsatz aber auch passiv durch Ertragen und Erdulden, Aushalten und Durchhalten in aussichtslosen Situationen und im Leiden.

Vielleicht kennst Du die wahrhaft unglaubliche Lebensgeschichte des Franziskaners P. Gereon Goldmann. Ich habe gelegentlich die CD *„Die Macht des Gebets“* mit seinem Rückblick auf

längeren Fahrtabschnitten bei Reisen zu Gehör gebracht. Er hat unzählige Situationen erlebt, in denen nichts mehr zu erwarten war als sein Untergang. 1936 wurde er Franziskaner, dann zur SS eingezogen, blieb aber trotz aller Schikanen seiner christlichen Überzeugung treu. Er erhielt als Sanitäter mehrmals Auszeichnungen für seine „Tapferkeit vor dem Feind“, landete wegen seines offenen Widerstands vor dem Kriegsgericht, entging aber wiederum dem Tod. 1944 wurde er mit päpstlicher Sondererlaubnis mitten in den Kriegswirren zum Priester geweiht. Er geriet in Gefangenschaft und musste 4 Jahre im berüchtigten marokkanischen Internierungslager für Nazis Ksar es Souk verbringen. Für ihn bedeutete dies allerdings keine Verurteilung zum Nichtstun, sondern die ihm gebotene Chance zur Verkündigung des Evangeliums an die Mitgefangenen und er erreichte die Bekehrung von 500 der 1.500 strammen Nazis im Lager...

Maßgeblich mit dabei war im Hintergrund die bedingungslos auch für unmöglich Gehaltenes von Gott erwartende und dafür im vertrauenden Glauben betende Ordensschwester Sola-na.

Das Leben dieser beiden bewundernswerten Menschen kann man zu Recht als erstaunliches und machtvolles Wirken Gottes sehen. Aber es wäre sicher nicht so verlaufen und von vornherein gar nicht möglich gewesen, hätten sie nicht die jeweils ihnen angebotene und zugemutete oft genug schwierige und gefährliche bis aussichtslose Situation als die ihnen von Gott zugedachte günstige Gelegenheit („im Overall und mit viel Arbeit beladen“) erfasst und mit all ihrer physischen, psychischen und geistlichen Kraft genützt.

Ich empfehle das Leben und Wirken dieser beiden Menschen – und vieler anderer, die sich mehr oder weniger in ähnlicher Weise verhalten haben, besonders jenen zur eingehenden Betrachtung, die mit der Begründung Leistung und Erfolg seien keine Worte Gottes ihre Bequemlichkeit und Verweigerung zu rechtfertigen versuchen.

Sie mögen auch bedenken, dass sie mit ihrem Verhalten nicht nur die eigenen Chancen und Möglichkeiten ungenützt vorbeigehen lassen, sondern sehr häufig auch andere behindern oder

sie scheitern lassen, weil sie sich weigern, den ihnen zustehenden Teil zum Erfolg beizutragen. Wenn ich in meinem eigenen Leben zurückschauen, kann ich feststellen, dass auf diese Weise mehr Gutes verhindert wurde als durch direkte Angriffe oder Sabotage von Gegnern.

Es ist leider nicht nur meine enttäuschende Erfahrung.

Die Ursache für dieses verkehrte Verhalten und dadurch bedingt für die weithin betrübliche Lage der Kirche liegt allerdings nicht einseitig beim „Kirchenvolk“, sondern – wie ich bereits aufgezeigt habe – ganz maßgeblich auch beim Klerus. Ein Blick auf die Vorstellung Jesu und auf die Praxis der Urkirche zeigt, dass ursprünglich die Kirche als Gemeinschaft gedacht war, in der ALLE Getauften als JÜNGER und JÜNGERINNEN mit ihren jeweiligen Charismen die Kirche als einen lebendigen Leib aufbauen (vgl. Paulus in Röm 12, 4-8 u.a.). Nach und nach hat der Klerus immer mehr an sich gezogen, die Laien immer weiter als gleichberechtigt Mitarbeitende entmündigt und sie zu bloßen Empfängern und Konsumenten degradiert. So entstand eine durch die Kleriker die „Ware“ anbietende (spendende) und eine durch die Laien die „Ware“ konsumierende gesplante Kirche.

Die Gemeinschaft Jesu kann aber sicher nicht wie ein Supermarkt über Angebot und Nachfrage oder als Dienstleistungsbetrieb, in dem ein kleiner Teil dient und die Masse sich bedienen lässt, gesehen und aufgebaut werden. John F. Kennedy wusste, dass man damit, dass sich die Masse bloß als zum Konsumieren berechtigt und nicht zur Leistung verpflichtet sieht, auch keinen Staat aufbauen und erhalten kann. Bei seiner Angelobung im Jänner 1961 sagte er daher den bekannten Satz: „Fragt nicht, was euer Land für euch tun kann; fragt, was ihr für euer Land tun könnt.“

Vor kurzem schrieb mir eine alte Frau, die über Jahre den Rundbrief bezogen und sich sehr bemüht hat, ihre Möglichkeiten zu nützen: „Ich war immer so eifrig, neue Erkenntnisse zu sammeln und viel zu lernen, was den Glauben betrifft. Vom Konzil bis jetzt habe ich sehr viel Aufmerksamkeit dem Geschehen in unserer Kirche gewidmet. Was durchaus auch zu

Frustration geführt hat. Jetzt bin ich zu müde zum Kämpfen, zumal unser junger Pfarrer lieber einen Schritt hinter das Konzil zurückgehen würde.“

Ich kann sie gut verstehen, dass sie unter den gegebenen Umständen des ständigen Kämpfens müde geworden ist. In ihrem Brief schrieb sie dann noch, dass sie die letzten Jahre ihres Lebens zu einer Intensivierung ihrer Jesus- und Gottesbeziehung nützen und – wie Ignatius von Loyola es sagt – sich dem „Schmecken und Verkosten der Dinge“ widmen möchte.

Sie hat bei aller Enttäuschung durch das behindernde und verhindernde Verhalten von Menschen in der Kirche wenigstens diese ihre persönlichen Erwartungen Gott gegenüber nicht aufgegeben. Der Herr möge sie ihr erfüllen.

Ich bin aber vielen begegnet, die es deswegen nicht nur aufgegeben haben, sich in der Kirche zu engagieren, sondern auch ihr Vertrauen in Gott und seine Verheißungen verloren. Sie erwarten sich weder von der Kirche noch von Gott noch etwas und haben sich überhaupt vom Glauben verabschiedet.

Ceterum censeo – dennoch bin ich der Überzeugung, dass es sich auszahlt, die uns zufallenden Chancen und Möglichkeiten wahrzunehmen, sich darauf einzulassen und entschieden an ihrer Verwirklichung zu arbeiten, auch wenn man damit allein gelassen oder behindert wird. Genau genommen steht man damit nie wirklich allein, denn der, der uns diese Chancen und Möglichkeiten zufallen lässt, ist immer mit dabei, wenn wir uns darauf einlassen. Dies gehört ebenso wie die menschlichen Enttäuschungen zu einer Grunderfahrung – sicher nicht nur meiner.

Es geht auch anders, als wir es weltweit in den meisten unserer katholischen Pfarren und nicht

viel anders auch in jenen der anderen christlichen Großkirchen gewohnt sind. Dafür sei kurz ein Beispiel angeführt:

Pfarrer *Michael White* und Pastoralassistent *Tom Corcoran* schildern in ihrem interessanten und motivierenden Buch „*Rebuilt*“ (Wiederaufbau) die Geschichte ihrer katholischen Pfarre *Nativity* in der US-amerikanischen Erzdiözese *Baltimore*.

Aus ihrer dahinsiechenden und an Beteiligten abnehmenden Pfarre, wie wir sie auch bei uns vielfach erleben, wurde eine bewundernswert wachsende.

Ich zitiere aus dem Buch nur zwei Aussagen von Pfarrer *Michael White*: „*Was für eine unglaubliche Verantwortung, was für eine unglaubliche Gelegenheit, den gesamten Ratschluss Gottes mit den Menschen zu teilen! Diese Verantwortung und die Gelegenheit verdienen unsere größten und nachhaltigsten Bemühungen.* „ (Seite 154)

„*Es geht darum, herauszufinden, wozu Gott Sie beruft und es dann umzusetzen... Aber die Kraft unserer Bemühungen kommt aus der engen Beziehung mit dem Herrn, und zuerst müssen wir verstehen, was er von uns will, dann müssen wir lernen, es auch zu tun.*“ (Seite 247)

Das Buch ist allen zu empfehlen, für die Leistung und Erfolg sehr wohl Worte Gottes sind und die sich nicht mit dem gegenwärtigen Zustand in der Kirche und der Kirche insgesamt bei uns zufrieden geben. Jene, die von der Sehnsucht gedrängt sind, Gottes Ruf zu hören, seinen Auftrag anzunehmen und mit ihrem persönlichen Einsatz zu erfüllen, und die sich statt des Niedergangs eine erfolgreiche Weiterentwicklung der Kirche erwarten, finden darin viel durch praktische Erfahrung Erprobtes und Zielführendes.

Ermutigende und in Frage stellende Leitworte

Beim Ordnen des vorhin bereits erwähnten Stoßes von Vorträgen etc. stieß ich auch auf einen Vortrag des Passauer Theologieprofessors *Karl Schlemmer*, den er im „Jahr der Priesterberufungen“ gehalten hat.

Er zitiert zu Beginn den Psalmvers, den er 42 Jahre zuvor auf sein Primizbildchen hatte drucken lassen: „Gott, du kennst meine Torheit,

und meine Vergehen sind nicht verborgen vor dir. Lass an mir doch keinen irre werden, der auf dich hofft, o Herr“ (Ps 69, 6f)

Auf meinem Primizbildchen steht: „Wo die Güte, wo die Liebe, da ist Gott.“

Beim Singen des Liedes „*Ubi caritas, ubi amor, deus ibi est*“ wird mir diese Aussage immer wieder gegenwärtig – als Leitwort, aber auch als

Anfrage, inwieweit ihr mein Leben und Handeln entsprochen oder widersprochen hat. Ich empfinde daher den von Prof. Karl Schlemmer zitierten Psalmvers als oft zu wiederholende Bitte unbedingt dazugehörig.

Nicht gerade wenig war und ist in einem menschlichen Leben von vornherein eine Torheit. Oft weiß man das auch, behauptet oder vollführt oder lebt sie aber trotzdem oder macht bei Torheiten aus den verschiedensten fragwürdigen Beweggründen anderer mit. Dazu stellt sich auch erst einmal für richtig Gehaltenes und gut Gemeintes in unserem Leben bei ehrlicher Betrachtung nachträglich als Torheit heraus.

Für viele dieser Torheiten trifft wohl der Psalmvers zu: „Doch der, der im Himmel thronet, lacht...“ (Ps 2,4) Er reiht sie auf die Ebene ein, auf die sie hingehören, selbst wenn wir sie durchaus nicht so gesehen haben oder sehen – auf das Verhalten von Kindsköpfen. Unser Glück, können wir da sagen, dass er uns da nicht zu ernst nimmt, sondern es so sieht wie das lateinische Sprichwort: *Sunt pueri pueri, pueri puerila tractant* (Kinder sind Kinder, Kinder treiben Kinderreien – oder frei übersetzt: Kindsköpfe sind Kindsköpfe, Kindsköpfe benehmen sich kindisch).

Allerdings haben allzu oft Torheiten nicht in Lächerlichkeiten bestanden und zum Lachen Anlass gegeben, sondern waren ernst zu nehmen und haben mehr oder weniger schlimme Folgen gezeitigt – für uns selbst und andere.

Zu diesen Torheiten kamen dann noch die Vergehen, all das Böse, also all das, was wir wissentlich und in nicht harmlosen Angelegenheiten angestellt haben. Wer zu sich selbst ehrlich ist, wird auch da reichlich fündig werden und genug zu bereuen und nach Möglichkeit wieder gut zu machen haben.

Daher ist die Bitte des Psalmisten durchaus gerechtfertigt und oft wiederholungsbedürftig, dass der Herr keinen durch dieses unser Verhalten, Tun und Nichttun irrewerden, den Glauben oder die Hoffnung verlieren und Schaden nehmen lässt.

Bei vielen Aussprachen war genau dies ein Punkt, der oft sehr tief gehende Verletzungen

und Zerstörungen an mitmenschlichen Beziehungen und auch in den Beziehungen zur Kirche und zu Gott zutage brachte.

Die Torheiten und Vergehen kirchlicher Amtsträger, aber auch einfacher „guter Christen“ bilden für viele ein maßgebliches Hindernis gegen die Annahme des Evangeliums.

Im Laufe der Zeit hat sich damit ein riesiger Ballast angesammelt, den das Christentum mitschleppt, weil es sich nicht ehrlich und konsequent davon distanziert hat und distanziert.

Wie wichtig wäre gerade heuer, im Gedächtnisjahr zur Reformation, dieses ehrliche Betrachten, Beachten und Bereinigen all der unsäglichen Torheiten und Vergehen auf beiden Seiten, der reformatorischen jeder Art und der römisch-katholischen.

Dabei könnte sich die Richtigkeit einer Aussage von Gertrud von le Fort erweisen: „Wo Christus wirklich gegenwärtig ist, da gibt es keine Sieger und Besiegte, sondern nur Versöhnte.“

Warum? Weil zuerst einmal von Jesus Christus niemand wegen seiner Torheiten und auch nicht wegen seiner Vergehen verlacht, schadenfroh blamiert, gedemütigt, verurteilt und niedergemacht, sondern alle – wie Papst Franziskus es von sich selbst sagt – mit Erbarmen angeschaut werden, um sie dann aufzuheben, sie an sich zu ziehen und ihnen zu vergeben. Und das ermöglicht dann beiden Seiten, den je anderen mit den Augen Jesu Christi zu sehen und aus einem durch ihn gewandelten Geist und Herzen heraus auch einander so zu begegnen.

Wie wichtig ist dieses Vorgehen Tag für Tag für uns alle!

Wo die Güte, wo die Liebe, da ist Gott – und wo und wie lebe ich Güte und Liebe, damit das Dasein Gottes und sein Wirken erfahrbar werden? Wie war das in meinen bisher gelebten Tagen? Oder lebte und lebe ich sie nicht und verdunkle dadurch sein Dasein und behindere oder vereitle sein Wirken?

Gott, du kennst meine Torheit, und meine Vergehen sind nicht verborgen vor dir. Lass an mir doch keinen irre werden, der auf dich hofft, o Herr!

Manchmal tut aufschließen weh, doch an verschlossenen Türen geht das Leben vorbei

„Kommt und seht! Gemeinsam heilsame Wege suchen und gehen“ habe ich mein Buch betitelt. Die „aktion leben“ hatte auf ihrem Kalender 2009 zum Thema „Gemeinsam Türen und Herzen öffnen“ zu jedem Monat das Foto einer Tür und dazu jeweils einen sinnvollen Text.

Einer davon lautete: „Manchmal tut aufschließen weh, doch an verschlossenen Türen geht das Leben vorbei.“

Heilsame Wege gemeinsam suchen und gehen führt auch zum gemeinsamen Öffnen von Türen und Herzen und umgekehrt verlangt dies nach dem gemeinsamen Suchen und Gehen von heilsamen Wegen.

Beides tut manchmal weh, das Aufschließen und das Gehen, aber am Sitzenbleiben und am Verschlossenbleiben geht das Leben gleichermaßen vorbei.

Dazu gäbe es mehr zu überlegen und zu schreiben, als in einem Rundbrief Platz hat.

Im Blick auf das Große fiel mir dazu die Kirche vor, beim und nach dem II. Vatikanischen Konzil ein. Im Kleinen die Erinnerung an viele Erlebnisse im Alltag.

Ich ermutige Dich dazu, Dir eine stille Zeit zu gönnen, um nachzudenken, was Du zu diesem Thema erlebt hast – persönlich an Dir selbst, in Deiner Familie, im Freundeskreis, am Arbeitsplatz und dem weiteren gesellschaftlichen und kirchlichen Umfeld.

Erfahrungsgemäß tun wir zwar manchmal recht gedanken- und empfindungslos anderen weh, weichen aber fast immer allem aus, was uns weh tut.

Ehrlich Torheiten, Versagen und Vergehen einzugestehen und damit Abwertung, Verurteilung, Blamage, Nachteile, Ausschluss etc. zu riskieren, das macht Angst.

Die Angst selbst tut zwar noch nicht weh, aber sie verschließt die Tür, um sich vor dem zu erwartenden Schmerz abzuschirmen.

Bei den Glaubensseminaren und bei Exerzitien ergab sich stets eine günstige Gelegenheit, für das Sakrament der Versöhnung einmal statt der oberflächlichen Schablonenbeichte tiefer zu gehen und die Türen zum nicht gerne

angeschauten und zugegebenen Schatten und in so manchen Abgrund der eigenen Lebensgeschichte zu öffnen.

Auf dem zitierten Kalender war auch ein Text von Phil Bosmans: „Versöhnung ist der Schlüssel, der undurchdringliche Türen wieder öffnet.“

Oft verwendete ich dazu das Bild vom Lebenshaus. Wir laden Jesus ein, nicht nur in der guten Stube im Herrgottswinkel zugegen zu sein, sondern mit uns vom Keller bis zum Dachboden das gesamte Haus zu besuchen und in jedem Zimmer auch noch alle Kästen und Laden zu öffnen. Alles Verspernte wird aufgesperrt, um wirklich alles ans Licht zu bringen. Denn nur vom ans Licht Gebrachten, Wahrgenommenen und Zugegebenen kann man letztlich auch befreit werden. Am Verdrängten, Versteckten, Abgeleugneten, unter den Teppich Gekehrten, auf andere Abgeschobenen etc. bleibt man hängen, es kann nicht vergeben werden und die bestehenden Verletzungen werden nicht geheilt. Wer nicht vergibt, bleibt an das nicht Vergebene in diesem Leben gebunden und nimmt diese Bindungen mit hinüber ins Jenseits. Der Tod ändert nichts an diesen Bindungen, wie ich leider oftmals bei Bezugspersonen zu verstorbenen Konfliktpartnern feststellen musste und auch in meinem Buch beschrieben habe.

In diesen Bindungen durch Verschlossenbleiben und Nichtvergeben sich selbst und anderen gegenüber liegen maßgebliche Ursachen für sehr viel das eigene Leben und alle Ebenen von Beziehungen Behinderndes, Störendes und Zerstörendes. Wer Wert darauf legt, dass sein eigenes Leben in möglichst weitreichender Freiheit und möglichst unbelastet verläuft, dass es glückt und auch anderen zu einem glückenden Leben verhilft, unterzieht sich daher diesem Prozess, auch wenn er weh tut. Es stimmt auf jeden Fall, dass das Leben an verschlossenen Türen vorbeigeht, zumindest das erfüllte und glückende Leben.

Eine besondere Schwierigkeit ergab sich bei vielen aus einer Angst bzw. vor dem

befürchteten sehr schmerzlichen Geschehen danach: „Wenn du erfährst, wie es wirklich um mich steht, was ich alles auf dem Kerbholz habe, dann wirst du die Achtung vor mir verlieren oder mich nicht mehr lieben...“ Es ist leider unsere Lebenserfahrung seit frühester Kindheit, dass gerade die vertraute Umgebung zu oft so reagiert. Die Angst vor dem Achtungsverlust oder dem Liebesentzug ist eine der Hauptgründe dafür, lieber den falschen Schein zu wahren und an das Verkehrte gebunden zu bleiben, als den Schritt in die befreiende Wahrheit zu wagen und in ihr zu leben.

Dass die einem nicht unbedingt gewogene Umgebung nur darauf wartet, endlich Angriffspunkte zu finden, ist von vornherein klar. Eine Anerkennung für die Ehrlichkeit und ein barmherziges Auffangen zu erwarten, wären pure Illusion. Darum, weil man bloß Häme und Verurteilung zu erwarten hat, hat man ja darauf geachtet, dass sie möglichst nichts von all dem Belastenden mitbekommt, und darum streitet man alles ab, selbst wenn es bereits die Spatzen vom Dach pfeifen.

Das läuft von ganz unten bis ganz oben nach demselben Schema.

Einer der kapitalsten Fehler der Kirche war es, die Priester zu „Hochwürden“, das Lehramt zur „Unfehlbarkeit“ und die Kirche insgesamt zu einem „Haus voll Glorie“ zu überhöhen.

Und was macht man dann, wenn Priester unter dem Talar genauso Männer aus Fleisch und Blut und anfällig für Menschenunwürdiges bleiben? Wie kann man Irrtümer zugeben, wenn man sich als irrtumsfrei etabliert und festgelegt hat? Und wie geht man mit der Kriminalgeschichte der Kirche um, wenn man sie als ein Haus voll Glorie schöngefärbt hat?

Du erinnerst Dich sicher noch an die Vergebungsbitte an die Welt durch Papst Johannes Paul II. im Jahr 2000. Ein Teil der Kurie war entschieden dagegen, kirchlichen Mist zuzugeben und um Vergebung zu bitten, denn damit würde die Kirche Autorität und den Respekt der Menschen verlieren. Der Papst tat es dann doch, aber nur halbherzig nicht für die Institution Kirche, sondern nur für die schwarzen Schafe in der Kirche. Es gab und gibt aber auch den Mist der Institution als solcher. An den üblen Missbrauchsfällen etwa waren

nicht nur die einzelnen schwarzen Schafe beteiligt, sondern durch ihren Umgang damit war es sehr wohl auch die Institution als solche. Dass das Offenlegen der Wahrheit vom Mist befreit und nicht das Vertuschen, weiß man, aber es findet meist – nicht nur im kirchlichen Rahmen – erst dann statt, wenn es nicht mehr anders geht.

Alexander Mitscherlich war ein bekannter deutscher Arzt, Psychoanalytiker und Schriftsteller. Er betonte klar und deutlich: „Bewältigung der Schuld kann nichts anderes heißen, als der Wahrheit ins Auge zu sehen.“ Damit sagte er allerdings nichts Neues.

Es gilt sowohl in der Psychotherapie als auch in der Seelsorge: Was ausgesprochen wird, kann geheilt werden. Es besteht zwar keine Sicherheit, aber zumindest eine Möglichkeit der Befreiung aus der Verstrickung und der Heilung.

Schauen wir nochmals auf unseren Alltag. Man könnte meinen, dass für so einen Rundgang durch das Lebenshaus und ein Ausgraben der „Leichen im Keller“ und das Öffnen der verschlossenen Laden mit dem gut Versteckten mit einem vertrauten Menschen, mit einem, von dem man sich geachtet und geliebt weiß, besser gelingen kann als mit einem fremden. Dies ist aber meist nicht so, denn je persönlicher und liebevoller eine Beziehung bereits ist, desto stärker ist erfahrungsgemäß die Angst, dieses kostbare Gut damit zu belasten oder zu zerstören. Desto mehr ist auch der befürchtete Schmerz für einen selbst und die Bezugsperson und desto schwieriger daher das offene und ehrliche Bekennen.

Bereits beim freien Beten machen wir diese Erfahrung. Viele erzählten mir, dass sie etwa im Gebetskreis weit unbefangener frei beten könnten als mit dem Ehepartner.

Ein persönliches freies Beten lässt halt, wenn es ehrlich ist – und das sollte es vor Gott doch sein – sehr tief blicken. Dass es da nicht gut geht, noch so zu tun als ob oder Verstecken zu spielen, spüren wir doch, außer wir haben uns bereits wie im von Jesus geschilderten Gleichnis in die Rolle des Pharisäers im Tempel verirrt.

Unter Priestern konnte ich dasselbe feststellen. Bei einem unserer damaligen monatlichen Priestertreffen im Dekanat sprachen wir zwar

eine Stunde lang über die Probleme der zerbrechenden und zerbrochenen Ehen und unsere meist gegebene Hilflosigkeit. Aber als ich danach den Vorschlag machte, nun in einem persönlichen freien Gebet diese Not, die auch unsere Not als Seelsorger ist, Gott ans Herz zu legen, erntete ich fast entsetzte Ablehnung und es hieß: „Nein, das machen wir nicht, denn da würde jemand bloß gestellt!“ Wer? Die betroffenen Eheleute? Über die hatten wir doch gerade gesprochen und das nicht unbedingt konsequent mit den Augen und in der Gesinnung Jesu. Also betraf die Bloßstellung uns selbst. Aus Erfahrung wusste ich, wer sich da bloßgestellt gefühlt hätte bzw. was da zum Vorschein gekommen wäre. Jedenfalls wäre es nichts für uns als Priester Schmeichelhaftes gewesen, denn wir waren kaum dazu imstande,

in offener Runde persönlich frei zu beten. Weder im Priesterseminar noch später hatten wir das gelernt. Also rezitierten wir gemeinsam die Vesper, das blieb für uns unverfänglich, aber das Leben ging daran vorbei – und wahrscheinlich auch das Zuhören Gottes.

Jenen, die in den vielen Jahren meiner seelsorglichen Tätigkeit zu mir gekommen sind und die Türen zu ihrem Lebenshaus aufgeschlossen haben, bin ich von ganzem Herzen dankbar. Sie haben mir Anteil gegeben an einem wunderbaren Geschehen und mir ermöglicht, ihnen zu helfen, dass nicht das Leben an ihren verschlossenen Türen vorbeiging, sondern ihr Lebenshaus erfüllen konnte.

Gescheitert – und was dann?

Besonders interessant fand ich immer das Verhalten von Menschen, die in irgendeiner Weise scheitern – an Umständen, an sich selbst, in Beziehungen usw. Lassen sie sich von Anfang an auf ein Scheitern ein? Wie gehen sie im Fall des Falles damit um? Was lernen sie daraus? Werfen sie das Handtuch oder riskieren sie es weiterhin?

Wenig interessant waren für mich Menschen, die bereits von vornherein jedem Scheitern nach Möglichkeit ausweichen und immer auf Nummer Sicher gehen, bzw. im Fall des Scheiterns gleich aufgeben oder nicht bereit sind, auch bei sich selbst nach Ursachen dafür zu suchen und zu lernen.

Das brachte mich allerdings gerade im Theologiestudium und später in meiner Tätigkeit als Priester oft in Schwierigkeiten, denn vieles in der Theologie, besonders in der Dogmatik, erinnerte mich an den Beginn des bekannten Gedichtes von Friedrich Schiller „Das Lied von der Glocke“: Fest gemauert in der Erden steht die Form aus Lehm gebrannt.

Es ist doch bereits alles festgelegt im unveränderlichen biblischen Text, in der Tradition, durch das unfehlbare Lehramt, also sind ein neues Denken und ein Gehen von neuen Wegen sinnlos.

Die Überzeugung und Aussage unseres Moralprofessors war dafür typisch. Er unter-

richtete sein ganzes Leben lang in 84 Semestern, also 42 Jahre nach denselben Skripten, die sich zu unseren Seminarzeiten bereits etwas zerfleddert und mit Anmerkungen unserer Vorgänger versehen von Jahrgang zu Jahrgang weiter vererbten. Sogar die Nummern der Wirte, die er stets an derselben Stelle zu erzählen pflegte, waren darauf vermerkt. Als wir ihn einmal fragten, ob denn die Kirche nicht auf die neuen Fragen der neuen Zeit auch neue Antworten geben müsse, antwortete er unbeeindruckt: „Die Moral der Kirche ändert sich nicht!“

Dabei wäre doch ganz im Gegenteil auf den ersten Blick zu erkennen, dass die Bibel eine unübersehbare Ansammlung von Versuchen und Scheitern und vielgestaltigen Lernprozessen daraus darstellt, dass die Tradition sich nicht nur aus dem Gelingen, sondern ebenso aus Scheitern und neuen Versuchen herausgebildet hat, und dass auch die Dogmen und das meiste andere als nicht mehr in Frage zu stellend in der Kirche Behauptete nicht bereits von Jesus als Fertiggericht serviert wurde, sondern das Ergebnis eines langen geschichtlichen Entwicklungsprozesses ist.

Es war wohl nicht nur mein persönlicher Eindruck, dass mit der uns beigebrachten Neu-Scholastik neues und kontroverses Denken

keinen Platz mehr hat. Später wurde dies etwa mit dem Umgang mit der Befreiungstheologie und anderweitigem restriktiven Vorgehen seitens der Päpste und der Kurie deutlich.

Mitgespielt für mein Unbehagen bzw. meine Auflehnung gegenüber dieser Art von Verweigerung dem Wagnis zu Neuem gegenüber haben wohl neben meiner charakterlichen Anlage mein Vater und das Bergsteigen.

Mein Vater hat mich von frühester Kindheit an zum kritischen Denken, zum Wagnis und zum unbeirrten neuen Versuchen bei Verhauern und bei Nichtgelingen angespornt. Er ist selbst oft genug und in nicht selten brutaler Weise an Umständen in seinem Leben gescheitert, aber aufgegeben hat er nie.

Die vielen Erlebnisse in den Bergen lagen auf derselben Linie. Sie haben mich eindeutig mehr geprägt und tiefer von der Richtigkeit eines das Scheitern und die daraus sich ergebenden Lernprozesse als Voraussetzung für Wachstum einschließenden und bewusst riskierenden Weges überzeugt.

Ein an einer spirituellen Wanderwoche im Vinschgau teilnehmendes Ehepaar schickte mir danach zwei Nummern der Zeitschrift „*Bergwelten*“, weil darin auch Artikel zu den von uns erwanderten Gebieten enthalten waren. Ein kurzer Artikel (in der Ausgabe Juni/Juli 2015) trug die Überschrift: „*Betrifft: Scheitern*“ und stammt vom bekannten Tiroler Ausnahmekletterer *David Lama*.

Bereits im Untertitel schreibt er: „*Der Mut zu scheitern spielt in meinem Leben eine zentrale Rolle.*“ In meinem auch, dachte ich mir gleich.

Im jugendlichen Überschwang hatte er sich mit wenig Wissen um die tatsächlichen Verhältnisse und Anforderungen und mit zu großer Selbstsicherheit einen der weitweilt schwierigsten Berge, den Cerro Torre vorgenommen – und scheiterte.

Zu diesem Auf-die-Nase-Fallen schreibt er: „*Das schmerzte und machte mir schnell klar, dass ich jetzt zwei Möglichkeiten hatte: Ich konnte den Kopf in den Sand stecken und zum Sportklettern zurückkehren. Dort hatte ich mein gewohntes Umfeld und würde keinesfalls nochmals abblitzen. Der andere, für mich viel reizvollere Ansatz war es, in die Analyse zu*

gehen und mich auf den Lernprozess, den ich selbst ins Rollen gebracht hatte, einzulassen. Das würde wohl weitere Rückschläge mit sich bringen – so realistisch war ich mittlerweile. Ich sah darin aber die Chance, einen nächsten Schritt in meiner Entwicklung zu machen.“

Eine wichtige Erkenntnis aus dem ersten Scheitern: Bevor man aufs Ganze geht, muss man in kleinen Schritten die zum Gelingen nötigen Voraussetzungen schaffen. Das gilt für eine einfache Bergwanderung ebenso wie für eine das Letzte abfordernde Kletterei. Nicht zufällig passieren die meisten Unfälle nicht beim Klettern, sondern beim scheinbar völlig harmlosen Wandern, ähnlich wie sie sich auch nicht im Betrieb, sondern im Haushalt häufen. Warum? Weil man sich einbildet, dazu bräuchte man keine entsprechende Vorbereitung und Achtsamkeit.

So schreibt David Lama: „*Die vielen kleinen Projekte sind es dann auch, die das eigene Tun in seiner Gesamtheit weiterbringen. In dem Moment, wo wir aufhören zu probieren, wachsen wir nicht mehr.*“

Das gilt allgemein für jeden und für alles. Das sollte daher selbstverständlich auch im religiösen Bereich, in der Theologie wie in der Pastoral und im persönlichen spirituellen Leben gelten. Doch gerade da ist das Festlegen gewöhnlich mehr im Gebrauch als das Infragestellen. Die Bibel besteht vorwiegend in der Schilderung eines dynamischen Lebensprozesses zwischen Gott und den Menschen. Es wäre daher selbstverständlich, ihre Aussagen nicht auf das dort Geschilderte als Endergebnis festzulegen, sondern sie als Anstoß zu Weiterentwicklungen zu verstehen. Wenn wir aufhören, das damals Erkannte und Erlebte unter unseren heutigen Umständen und heutigen Herausforderungen neu zu probieren, bleiben wir im Gestern stecken, verweigern das uns von Gott zugedachte und zugemutete Wachsen, versäumen die für uns heute dargebotenen Chancen und verbauen zusätzlich durch die nicht genutzten Möglichkeiten gute Entwicklungen für die Zukunft.

Oft habe ich mich bereits gefragt, wie es kommen konnte, dass aus der kreativsten Botschaft und dem revolutionärsten Handeln, die in Jesus der Welt jemals geschenkt wurden, um ein neues Menschsein und eine neue Welt

zu gestalten, eine rückwärtsgewandte, beharrende und festlegende Institution mit zum großen Teil ebenso gesinnten Mitgliedern werden konnte.

Dazu kommt die schizoide Einstellung von vielen, die ständig fordern, die Kirche müsse sich endlich ändern, sie müsse neue Wege probieren und mit der Zeit gehen, selbst aber nicht bereit sind, auch nur ein wenig von ihren bisherigen brauchtschristlichen Gewohnheiten abzugehen, Neues zu probieren und damit auch das Scheitern zu wagen.

Wie oft bin ich gerade an diesen – bisweilen sehr frommen – Leuten gescheitert.

Noch etwas kommt dazu. Es ist die in unserer Kirche weithin verbreitete völlig falsche Einstellung, dass man den Leuten nur ja nichts Herausforderndes zumuten dürfe, denn das würde die Gerade-noch-Kommenden verschrecken und sie wären damit auch noch weg. So gibt man sich in vielem mit einem so niederen Niveau zufrieden, dass von vornherein kein Wachstum zu erwarten ist.

Dazu David Lama: „Nur um den „Erfolg“ zu garantieren, wird oft vom ambitionierteren „Plan A“ zum einfacheren „Plan B“ gewechselt. Doch Erfolg bedeutet für mich nicht einfach nur den Gipfel eines Berges zu erreichen. Es heißt vielmehr, dass ich meinen eigenen Ansprüchen gerecht werde. Wenn wir uns so leichtfertig mit bescheideneren Zielen zufrieden geben, betrügen wir uns nur selbst. Denn es ist der gelebte Mut zu scheitern, der den Unterschied macht!“

Übersetzt auf unseren christlichen bzw. kirchlichen Bereich heißt das: Der Plan A, dessen Verwirklichung Jesus für seine Gemeinschaft forderte, wäre die Jüngerschaft aller Getauften. Der wegen des hohen Anspruchs von Jüngerschaft und des damit verbundenen möglichen Scheiterns bei nicht wenigen Getauften in der Kirche entwickelte Plan B begnügt sich mit dem Mitläufertum. Daraus ergab sich die Masse der bloß beiwohnenden, aber selbst ziemlich untätigen Bringen-wir-es-hinter-uns-Christen und selbst diese haben sich inzwischen zu einer gesellschaftlichen Minderheit reduziert. Dem Auftrag Jesu und den eigenen Ansprüchen als Christ gerecht zu werden, verlangt nun einmal die Inangriffnahme und möglichst konsequente

Erfüllung von Plan A. Christliche Gemeinschaften, die sich dazu aufraffen, verzeichnen auch in Zeiten wie diesen Wachstum, während es mit der übrigen Christenheit Stück für Stück bergab geht. Als Beispiel für die Umsetzung von Plan A können etwa die Gemeinschaft von Taizé oder die vorhin erwähnte Pfarre Nativity in Baltimore dienen.

David Lama beendet seinen kurzen Bericht mit Sätzen, in denen noch vieles für uns Beherzigenswertes steckt – nicht weil wir auch extreme Klettereien angehen sollten, sondern für die Erfüllung der uns von Jesus zugeordneten Aufgabe: *„Für mich selbst war das Projekt Cerro Torre rückblickend so wertvoll, weil es sich so weit außerhalb meiner eigenen Komfortzone befand und ich viel alpine Erfahrung nachholen konnte und musste. Lange Zeit war der Ausgang komplett offen. Erst als ich Strukturen im Fels entdeckte, war klar, dass die Route kletterbar ist. Es lag jetzt also an mir und den passenden Verhältnissen.*

Drei Jahre sollte es dauern, bis ich meine Chance bekam. Und ich nützte sie. Mein Traum vom Cerro Torre wurde Wirklichkeit, weil ich bereit war zu scheitern und nie aufgegeben hatte.“

Beim Lesen dieser Aussagen standen mir in meiner Erinnerung nicht nur lang ersehnte und schließlich möglich gewordene Bergtouren vor Augen. Freilich im wesentlich bescheideneren Ausmaß, aber immerhin im Prinzip auf dieselbe Weise letztlich erfolgreiche.

Viel bedeutender allerdings lief es auf meinem Weg als Seelsorger.

Da ging es ebenso darum, meine Komfortzone zu verlassen, Erfahrungen und Lernprozesse nachzuholen, bei offenem Ausgang Scheitern zu riskieren und auch tatsächlich x-mal zu scheitern, nach Erfolg versprechenden Strukturen zu suchen, in Geduld und Ausdauer die passenden Verhältnisse abzuwarten und zuletzt sofort zuzugreifen, als sich unverhofft die Chance bot. So ging nicht nur mein Traum in Erfüllung, es wurde darüber hinaus vorher für unmöglich Gehaltenes Wirklichkeit!

Ich habe das ausführlich in meinem Buch beschrieben.

So kann ich nun alt geworden rückblickend ebenso mit Überzeugung sagen: Das erst einmal nicht Erreichbare, das Scheitern in vielen

Versuchen war für mich so wertvoll, weil es mich so viel lehrte, was ich sonst nie gelernt

hätte, und die Voraussetzungen für das schließlich Zugefallene und Erreichte schuf.

Manchmal muss man, um gehört zu werden, den Mund halten

Gelegentlich stieß ich zufällig auf diesen Ausspruch des polnischen Lyrikers und Aphoristikers Stanislaw Jerzy Lec. Sein turbulentes Leben bot ihm wohl reichlich Gelegenheit diese seine Ansicht – und auch deren Gegenteil, dass man den Mund manchmal auch aufmachen muss, um gehört zu werden – zu erproben.

Bisweilen habe ich bereits Kritik dazu erhalten, wenn ich statt von frommen glaubenstreuen Katholiken treffende überlegenswerte Zitate von Häretikern, Atheisten, Kommunisten und dergleichen Leuten im Rundbrief zum Überlegen herangezogen habe.

Vielleicht geht das auch auf meine Kindheit und Jugend zurück, dass ich mir gerne außerhalb des Kirchturmschattens und der Rechtgläubigen geäußerte Ansichten anschaue.

Ich habe bereits des Öfteren darauf hingewiesen, dass mein Vater großen Wert darauf legte, dass ich nur ja nicht mit Scheuklappen oder partei- bzw. religionsgefärbten Brillen in die Welt hinausginge. Darum gehörten ausführliche Diskussionen über Gott und die Welt und dabei besonders über die Hintergründe der Meinungen und des Geschehens aus der Sichtweise Andersdenkender zu den wesentlichen gemeinsamen Begegnungen.

Er hat zum Kriegsschluss auch Hitlers Pamphlet „Mein Kampf“ nicht weggeworfen oder verbrannt, sondern es aufgehoben und es mir später mit der Bemerkung übergeben: „Heb dir das auf. Hitler hat bereits darin viele seiner verkehrten Ansichten und verbrecherischen Absichten beschrieben. Man hätte es also wissen können, was er treiben wird, wenn er an die Macht kommt, wenn man es hätte wissen wollen.“

Mein Vater kannte sicher den Franziskaner Cyrill Fischer nicht, der schon 1932 in seinem Buch „Die Hakenkreuzler“ die katastrophalen Folgen des Nationalsozialismus vorhersagte. Ernst genommen hat man ihn leider nicht. Im Gegenteil, auf Betreiben des Generalsekretärs der Katholischen Aktion und Kardinal Innitzers

wurde er als Hauptschriftleiter der Zeitschrift „Katholisches Leben“ abgesetzt, weil man seine Demaskierung und Bekämpfung des Nationalsozialismus für „pastoral unklug“ hielt. Was man mit der eigenen „Klugheit“ dann erreichte, ist bekannt.

Hitlers Pamphlet steht heute noch im Bücherregal und dann und wann habe ich nachgeschaut, welche Gesinnung und welche Absichten darin bereits deutlich genug zu erkennen gewesen wären und wofür man blind war.

Diese Blindheit macht mir jetzt bei der seit einiger Zeit feststellbaren Entwicklung besondere Sorge, denn viele laufen den gegenwärtigen Verführern ebenso blind nach wie viele in den Zwanziger- und Dreißigerjahren den damaligen. Die zu befürchtenden Konsequenzen dieser Entwicklungen werden ignoriert oder verharmlost. Wenn die Lawine aber einmal losgetreten ist, wird es zu spät sein.

Nun aber zurück zum Zitat.

Es erinnert mich an unsere alte aus der Pension wieder in den aktiven Dienst geholte Ersatzlehrerin in der 3. Klasse Volksschule. Sie war von auffallend kleiner Gestalt und kam ganz altmodisch gekleidet in die Klasse. Kein Wunder, dass wir Lausbuben alle in schallendes Gelächter ausbrachen. Mit dieser komischen Oma sollten wir jetzt nach dem Wehrmacheinzug der Lehrer vorlieb nehmen?

Es kam allerdings völlig anders, als wir erwarteten.

Sie schien unser ungezogenes und beleidigendes Verhalten nicht im Geringsten zu beachten. legte Mantel und Hut ab, stellte ihre altmodische Tasche auf den Tisch, drehte sich uns zu, schaute uns ganz gelassen an und blieb einfach schweigend neben dem Tisch stehen.

Unser Lachen verebbte bald und Neugierde kam auf. Als es ganz still geworden war, stellte sie sich vor, ging mit keinem Wort auf unser blödes Verhalten ein, sondern betonte ihre Freude, dass sie nun unsere Lehrerin sein durfte, und begann einfach zu unterrichten.

Wir waren baff – zuerst einmal über ihr Verhalten und dann über ihren interessanten Unterricht. Sie wurde zu unserer Lieblingslehrerin. Kostbar ist für mich ein Foto, das sie als bereits über Achtzigjährige bei meiner Primiz beim Festzug im Spalier stehend zeigt. Als ich später als Kaplan selbst zu unterrichten hatte, war sie mir ein Vorbild – und oft habe ich auf dieselbe Weise die Achtung und Aufmerksamkeit einer Klasse erreicht. Manchmal muss man tatsächlich den Mund halten, um gehört zu werden, mehr noch: um erst einmal überhaupt wahrgenommen zu werden. Und um spüren zu lassen, dass wahre Autorität nicht der Lautstärke, des Unterdrückens von Fehlverhalten und der Bevormundung bedarf, sondern der Achtung und Achtsamkeit, der Zurückhaltung und eben auch des Schweigens, um in den anderen die eigene Erkenntnis, das eigene Umdenken und Umkehren anzustoßen.

Das Beispiel dieser alten Lehrerin war mir später nicht nur in der Schule hilfreich, sondern auch bei vielen anderen Gelegenheiten.

Die Kirchenrenovierung in Brunnenthal hatte 1975 ganz überraschend einen sehr guten Start gehabt, die Beteiligung der örtlichen Bevölkerung war unerwartet engagiert, viele steckten mir in Schärding Spenden fürs „Bründl“ zu und so kamen wir, obwohl die Kirche nahe am Totalschaden war, rasch vorwärts.

Ich hatte gebetet, dass die negativen und destruktiven, die behindernden und verhängnisvollen, die Freude und den Schwung nehmenden Kräfte allesamt wenigstens so lange keinen Einfluss gewinnen mögen, bis wir uns eines erfolgreichen Abschlusses sicher sein konnten. Das schien aufzugehen, aber nach vier Jahren intensiven Arbeitens sagte ein Pfarrgemeinderat bei einer Sitzung: „Die Leute möchten, dass wir jetzt einmal ein Jahr lang eine Pause einlegen...“ Die Reaktion: Der PGR-Obmann, dem die Kirchenrenovierung ein sehr wichtiges Anliegen war, wurde wütend. Er machte dem Mann, der den „Volkswunsch“ (in Wirklichkeit war es nur eine kleine Minderheit) gemeldet hatte, Vorwürfe, dass er offensichtlich zu feig gewesen wäre, dem sofort den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Sein Angriff hatte allerdings zur Folge, dass sich auch andere auf die Seite der Befürworter

einer Pause gesellten, was wiederum den PGR-Obmann immer wütender werden ließ.

Der Eskalation gegenseitiger Vorwürfe etc. war damit frei Bahn erteilt.

Was tun? Ich schwieg, schickte einen Notruf zum Himmel, hörte nur zu und überlegte, wie ich den entgleisten Zug wieder auf die Schienen bringen könnte.

Als beide Seiten ihre Munition verschossen hatten, trat eine kurze Stille ein, in der einem mein Schweigen auffiel und der dann auch fragte: „Warum sagst du denn nichts?“

„Weil ich nachdenke“, antwortete ich.

Alle schauten mich etwas verständnislos an.

Der Baukostenindex stieg damals ziemlich rasch an. Besonders der Goldpreis begann gerade einen Höhenflug und die Restauratoren brauchten für die umfangreiche Einrichtung der Kirche mit schwarz-goldener Fassung ziemlich viel Blattgold.

Ich stellte klar: „Na ja, wir benötigen noch 4 Millionen Schilling bis zur Fertigstellung. Baukosten-index und Goldpreis steigen derzeit rasant an. Wenn wir ein Jahr Pause machen, wird uns das mit Sicherheit einen hohen Betrag an Mehrkosten beschern. Nun denke ich schon die ganze Zeit nach, wer von euch diese zusätzlich entstehenden Kosten aufbringen wird.“

Die Mienen verrieten, dass sich dazu kaum einer ernstliche Gedanken gemacht hatte. Vielleicht schon der PGR-Obmann, aber der hatte auch nicht in diese Richtung argumentiert.

Ich blickte in die Runde und sagte dann: „Gut, stimmen wir ab. Wer ist für die Pause?“

Niemand zeigte auf. Offensichtlich bekamen nun alle Angst, dass sie dann tatsächlich für die Mehrkosten, wenn schon nicht selbst aufkommen, aber dann doch nochmals sammeln gehen oder Aktionen zur Geldbeschaffung starten müssten.

„Wer ist für das Weitermachen?“

Alle erhoben ihre Hand. Mit einem einstimmigen Beschluss ging es weiter mit der Arbeit – und zusätzlich mit der Argumentationshilfe und Ermutigung, diesen Beschluss auch den Pausenbefürwortern das Weitermachen begreiflich zu machen.

Es stimmt: Manchmal muss man, um gehört zu werden, den Mund halten.

Allerdings nicht zum Nichtstun, sondern zum
genauen Hinhören, zum intensiven
Nachdenken, zum Beten...

Und dann muss man ihn zur rechten Zeit und in
der rechten Weise auch aufmachen.

Es lebe der Fortschritt!?

Das Wort Fortschritt muss durchaus nicht nur
die eine meist automatisch damit verbundene
Bedeutung in Richtung besser, schöner,
erfolgreicher etc. haben. Wenn ich von hier
nach dort fortschreite, so ist damit zumindest
teilweise ein Verlassen bzw. Zurücklassen und
Verlieren des Hier verbunden. Wenn ich den
Fortschritt verweigere, werde ich umgekehrt
das durch ihn Erreichbare nicht erreichen. Ich
muss mich entscheiden, ob ich im Hier sitzen
bleiben will oder doch den Fortschritt in das
Dort wage. Beides ist mit Risiken verbunden,
aber auch mit der Möglichkeit zu gewinnen.

Wenn ich Fortschritte in der Genesung aus einer
Krankheit mache und in Richtung Gesundheit
fortschreite, ist das sicher erstrebenswert.
Ähnlich verhält es sich bei Wissen und Können
usw. Bei vielem sollten wir dankbar und froh
sein, dass es Fortschritte gab und wir das
Frühere hinter uns lassen konnten.

Es sind aber durchaus auch Fort-Schritte
möglich und finden leider statt, die nicht ins
Vorteilhafte und Gute, zu Aufstieg und echtem
Gewinn führen, sondern in den Ausstieg,
Abstieg und Verlust von so manchem, von dem
man besser nicht fortgeschritten, weggegangen
wäre, das man besser nicht hätte aufgeben und
gegen Neues hätte eintauschen sollen, denn es
war einerseits ein Verlust und von auch
Bewährten andererseits erweist sich der Gewinn
zumindest in Teilen als zweifelhaft.

Es kann einem auch passieren, dass man dem
Fortschritt in naiver Gläubigkeit die Basis
opfert, auf der man bisher ganz gut gestanden
ist, voreilig Brücken hinter sich abbricht, und
dann im Unheil oder im Nichts landet.

Vor einiger Zeit bekam ich von jemandem per
Mail eine aufschlussreiche, lustige, aber auch
nachdenklich machende Präsentation. Leider
kann ich Dir wegen des im Rundbrief sehr
begrenzten Platzes nur etwas vom Text und
nicht die Fotos und Zeichnungen weitergeben,
weil die gesamte Präsentation 30 Seiten
umfasst.

So ein kleiner erinnernder Rückblick in eine für
heutige Junge schon ziemlich unwirkliche Zeit
kann sowohl die älteren als auch die jüngeren
Semester zum Nachdenken bringen und
vielleicht zu mancher Wertungskorrektur
führen.

Bist Du vor 1975 geboren?

Wenn Du als Kind in den 50er, 60er oder 70er-
Jahren lebstest, ist es zurückblickend kaum zu
glauben, dass wir überhaupt noch leben.

Wir saßen im Auto ohne Kindersitz, ohne
Sicherheitsgurte, ohne Airbag, ohne Kopf-
stützen, ohne Kindersicherungen.

Unsere Bettchen und Spielsachen waren mit
Farben angestrichen, die Cadmium und Blei
enthielten.

Die Fläschchen aus der Apotheke konnten wir
ohne Schwierigkeiten öffnen, genauso die
Gefäße mit Bleichmitteln.

Steckdosen waren eine ständige Bedrohung für
unsere Finger.

Wir setzten uns vorne und hinten auf die
Fahrräder (nicht Bike) – natürlich ohne Helm.

Und unsere Schuhe waren immer schon
eingelaufen durch Bruder, Schwester, Neffe,
Freunde...

Auch unsere Fahrräder waren meistens viel zu
groß. Überhaupt hatte ein Fahrrad keine
Gangschaltung. Und wenn doch, dann nur 3
Gänge. Und wenn Du einen Platten hattest,
lerntest Du vom Vater, wie man das selber
repariert...

Wasser tranken wir aus der Wasserleitung und
nicht aus Kunststoff-Flaschen.

Wir aßen Schmalzbrote, Schweinsbraten,
Schweinschaxen und fette Bratkartoffeln und
Süßigkeiten. Keiner scherte sich um Kalorien
und wir hatten trotzdem keine Gewichts-
probleme.

Wir verließen frühmorgens das Haus und
kamen erst abends wieder heim. In der
Zwischenzeit wusste meistens niemand, wo wir
waren – und das ohne Handy (nicht auszu-
denken). Unsere Eltern vertrauten uns einfach.

Wir haben uns geschnitten, die Knochen gebrochen, Zähne ausgeschlagen – und niemand wurde deswegen verklagt, kein anderer hatte die Schuld – nur wir selbst.

Wir hatten weder Playstation, Notebook, Videos, DVDs, iPods, iPhone noch eigene Fernseher oder Internet. Wir hatten Freunde.

Das Fernsehprogramm begann erst im 18:00 Uhr! Die Eltern bestimmten, was und wie lange „TV-geglotzt“ wurde! Fertig!

Wir spielten Straßenfußball, und nur wer gut war, durfte mitspielen. Wer nicht gut war, musste zuschauen und lernen, mit Enttäuschungen umzugehen! Und das ging auch ohne Kinderpsychiater.

Manche Schüler rasselten durch die Prüfungen und wiederholten Klassen. Das führte damals nicht zu emotionalen Elternabenden oder zu Änderungen der Leistungsbeurteilung (per Rechtsanwalt).

Wir machten unsere Pausenbrote selber und wenn wir das vergaßen, konnte man in der Schule nichts kaufen! McDonalds, Burger-King, Döner-Bude, Snack-Bar, Imbiss-Stand, Pizza-Ecke – Fehlanzeige!

Zur Schule gingen wir (auch im Winter) zu Fuß. Schulbusse? Gab's nicht!

Unsere Taten hatten manchmal Konsequenzen. Wenn einer von uns gegen das Gesetz verstieß, war klar, dass die Eltern ihn nicht automatisch aus dem Schlamassel herausboxten. Im Gegenteil. Sie waren oft der gleichen Meinung wie die Polizei! (Na so was)

Unsere Generation hat eine Fülle von innovativen Problemlösern und risikobereiten Erfindern, Technikern und kreativen Menschen hervorgebracht.

Wir hatten Freiheit, Misserfolg, Erfolg, Verantwortung. Mit allem mussten wir umgehen und wussten auch wie...

Bist Du vor 1955 geboren und hast in Deiner Kindheit so wie ich noch etwas von der Vorkriegszeit, dann die Kriegszeit und die Nachkriegszeit erlebt, dann verlängert sich Dein Erfahrungsschatz noch beträchtlich an erfinderischen Fähigkeiten und Überlebenskünsten und an Erlebnissen nach dem Motto „Was uns nicht umbringt, das macht uns stärker“. Vieles, was man heute unbedingt zum Leben nötig zu haben meint, hatten wir nicht. Die Umstände brachten es mit sich, dass wir

auch auf wirklich zum Leben Notwendiges bisweilen verzichten mussten. Von der Freiheit, mit der wir heute leben und uns bewegen können, konnte vor allem während der Nazidiktatur keine Rede sein. Aber die Unterdrückung, die Bespitzelung, die Einschränkungen und Gefährdungen nötigten mit ihren Herausforderungen zu umfangreichen Lernprozessen auf vielen Gebieten. Man musste sich oft mit unzulänglichen Mitteln abhelfen können und die nötige Schlauheit entwickeln. Gerade weil vieles heute Selbstverständliche nicht vorhanden war, manches Sinnlose und Widerwärtige mitgemacht werden musste, während Sinnvolles und für uns Wichtiges verboten war, haben wir unsere eigenen Strategien entwickeln müssen. Das führte zu einer reichen Kreativität und zu einer Fülle von Erlebnissen und Abenteuern.

Also der guten alten Zeit nachtrauern und die schlechte neue beklagen? Nein, dazu habe ich Dir die Präsentation nicht weitergegeben. In keiner Zeit war und ist alles gut oder alles schlecht. Gott sei Dank gibt es heute vieles, was das Leben erleichtert und bereichert, was früher Unmögliches ermöglicht. Dessen sollten wir uns täglich bewusst werden und die dennoch eher steigende Unzufriedenheit und das Raunzen im Blick zurück und auch im Blick auf die Mehrheit der Menschheit, der es bei weitem nicht so geht wie uns, aufgeben. Wir sollten dazu aber auch bedenken, dass die Fortschritte teilweise in die verkehrte Richtung gingen, dass sie auch viele Verluste mit sich brachten und dass früher selbstverständliche wertvolle Fähigkeiten nicht mehr erlernt werden und damit verloren gehen. Oder dass im heutigen Erlebnisraum vieles nicht mehr erlebt werden kann, was früher das Leben vertiefte und bereicherte.

Wir sollten uns schon fragen, ob manche Fortschritte nicht in Wirklichkeit Rückschritte waren und sind, weil durch sie wesentliche Werte verloren gehen. Wir sollten beachten, ob sie durch Ausbeutung der armen Bevölkerung und einen unverantwortlichen und kommenden Generationen zu Lasten gehenden Raubbau an Ressourcen erkaufte werden. Wir sollten auch bei uns darauf achten, ob sie der Entwicklung zu mehr Menschlichkeit und dem sozialen

Zusammenhalt dienen oder sie abbauen und zerstören. Wir alle tragen dafür Verantwortung

durch das, was wir tun, und durch das was wir nicht tun.

Seinem Impuls und Gebet verdanken wir viel

Am Palmsonntag ist Pfarrer Karl Ecker gestorben. Wie ich in meinem Buch „Kommt und seht! Heilsame Wege gemeinsam suchen und gehen“ geschrieben habe, verdanke ich seinem Impuls und Gebet am 5. 4. 1979 die maßgebliche Wende in meinem Leben. Die Leben-im-Geist-Seminare und was sich daraus entwickelt hat, wurden zu einem Segen für viele weit über unseren Raum hinaus.

Der Herr möge ihn nun ganz tief in seine Liebe hineinziehen und ihn an seiner Freude und einem Leben in Fülle teilhaben lassen.

Wir, die wir noch unterwegs sind, können ihm unseren Dank besonders damit erweisen, dass wir fortsetzen, was ihn bewegt und wofür er sich eingesetzt hat – Gottes bedingungslose, befreiende und heilende Liebe durch unser Leben den Menschen erfahrbar zu machen.

Dein Bruder

Termine

Gottesdienst in der Pfarrkirche Brunnenthal: während der Sommerzeit um 19:30 Uhr am 2. Freitag im Monat. Im Juli und im August ist kein Gottesdienst.

50 Jahre CE – kommt und feiert mit!

23. (14:00 Uhr) – 26. August in Windischgarsten

Prospekt mit der Übersicht über alle Informationen und Veranstaltungen, Anmeldeformular etc. erhältlich bei: Charismatische Erneuerung, Österreich-Sekretariat, Eduard-Fenzl-Straße 2, 3375 Krumnussbaum // im Internet: www.erneuerung.at // Tel.: 02757 / 7305 // Mail: ceoe@erneuerung.at

Cursillo: Cursillofest am Pfingstmontag, 5. Juni in Eberstalzell

Bergmesse am 10. September (Ort wird noch bekannt gegeben)

REISEN:

Schottland (8. bis 18.Juli): Für diese Reise sind noch Plätze frei. Unter der Reiseleitung von Frau Dr. Ulrike Moser wird ein reichhaltiges Programm zu den Naturschönheiten und kulturellen Höhepunkten Schottlands geboten. Wenn jemand noch mitfahren möchte, bitte gleich melden!!

Medieninhaber, Herausgeber und Redaktion:

Pfarrkirche Brunnenthal, 4786 Brunnenthal, Dorfstr. 8

pfarre.brunenthal@dioezese-linz.at

Für den Inhalt verantwortlich:

Franz Schobesberger, 4786 Brunnenthal, Dorfstr.8

Verlagsort/Herstellungsort: 4786 Brunnenthal

Hersteller: Druckerei Himsl, 4780 Schärding

Offenlegung nach §25 des Mediengesetzes:

Dieser Rundbrief ist ein Kommunikationsorgan für Teilnehmer an Glaubensseminaren und Interessierte. Erscheint vierteljährlich.

Zulassungsnummer: GZ 02Z031244 M

Verlagspostamt: 4780 Schärding/ P.b.b.

Envoi à taxe réduite/Bureau de poste

A 4780 Schärding (Autriche) Taxe perçue